



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 069152237

# Engelhorn's Roman-Bibliothek



Helene Raff

Das junge Geschlecht



# Engelhorn's Roman-Bibliothek

Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorn's Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Corre-  
spondent“: „Das ist eine Bibliothek, die verdient zu werden  
erschienen! verdient zu werden  
über das verdient zu werden  
Preisen verdient zu werden  
zurückbli verdient zu werden  
wo die f verdient zu werden  
klein an verdient zu werden  
roten Fre verdient zu werden  
gibt es f verdient zu werden  
lieber ge verdient zu werden  
Saat zu verdient zu werden  
„Engelho verdient zu werden  
er erst kl verdient zu werden

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Sämtliche  
fortwäh  
broshie  
♦♦♦♦♦  
Weg  
geföhrl  
zeichnu

Die Faust  
Straß  
Das Par  
von  
Onkel W  
Aus  
Der Kam  
Brack  
Der meet  
gar f  
Vor den großen Mauern. Von Katha-  
rina Zitelmann.  
Entgeißt. Von S. M. Croker. Aus  
dem Englischen. 2 Bände.  
Die Kleine. Von André Malraux.  
Aus dem Französischen.  
Paul Decks Gefange  
McDonnell Godd  
Schweigen im Wal  
Stowronnet. 2

mane können  
50 Pf. für den  
ogen werden.  
♦♦♦♦♦  
stehend auf-  
ndiges Ver-  
en.

Arnold Bennett.  
n.  
l. Von Hanns  
Marion Craw-  
lischen. 2 Bde.  
ndere Geschich-  
hirschfeld.  
Samuel M. Gar-  
aus dem Englischen.  
Lebende Bilder. Von Paul Oskar  
Höcker. 2 Bände.  
Fatme. Von Sörge Janssen. Aus dem  
Dänischen.  
te einer wandernden Liebe.  
rie Diers.  
d der Chauffeur. Von  
A. M. Williamson. Aus  
lischen. 2 Bände.

## Achtundzwanzigster Jahrgang

- Hardy von Arnbergs Leidensgang.** Von Ida Soy-Ed. 2 Bände.  
**Der Fall von Millbank.** Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.  
**Rismet.** Von Severin Lieb in. Aus dem Norwegischen.  
**Die schöne Melusine.** Von Victor v. Kohlenegg. 2 Bände.  
**Die Schahinsel.** Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.  
**Komödianten.** Von Carry Brachvogel.  
**Die stolze Katharina.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.  
**Die verschwundene Frau.** Von Max Dürr.  
**Das gastliche Haus.** Von J. W. Compfins. Aus dem Englischen.  
**Der gemordete Wald.** Von Fedor von Jobeltzig. 2 Bände.

- Ein Gemeindefind.** Von T. Combe. Aus dem Französischen.  
**Pastings Duve.** Von Marianne Mewis.  
**Kaffles als Richter.** Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen. 2 Bände.  
**Cenzi von der Blauen Genziane.** Von Richard Voß.  
**Leslie und ihre Verehrer.** Von Anne Warner. Aus dem Englischen.  
**Der Roman einer Hofdame.** Von Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Jan). 2 Bände.  
**Der Inspektor auf Sittala.** Von Harald Selmer-Seeth. Aus dem Schwedischen.  
**Der Nebelreiter und andere Geschichten.** Von Helene Raff.  
**Die letzte Karte.** Von Henry de Vere Stacpoole. Aus d. Englischen. 2 Bde.

## Neunundzwanzigster Jahrgang

- Die Liefegang-Mädchen.** Von Victor v. Kohlenegg. 2 Bände.  
**Die Herzogin von Plaisance.** Von Richard Voß.  
**Seine Stunde.** Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.  
**Alzumal Sünder.** Von Charlotte Niese. 2 Bände.  
**Der Mann im Keller.** Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.  
**Stille Wasser.** Von Emmi Lewald (Emil Roland).  
**Ruhm.** Von S. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.  
**Roberts Brautfahrt.** Von Jean de la Brète. Aus dem Französischen.  
**Lebendig begraben.** Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.  
**Mußstudenten.** Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.  
**Misericordia.** Von Johannes Höffner.  
**Das wollene Kleid.** Von Henry Bordeaux. Aus dem Französischen.  
**Der Traum des Johann Senapius.** Von Marie Diers. 2 Bände.

- Der lange Arm.** Von S. M. Gardenhire. Aus dem Englischen.  
Ein neuer Band höchst spannender und vorzüglich erzählter Kriminalgeschichten des den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek bereits wohl-bekanntem Verfassers.  
**Das Glück des Hauses Kottland.** Von Julius R. Haarhaus.  
Ein hochorigineller Fiselroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist sehr humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.  
**Tragödien der Zeit.** Von Richard Voß. 2 Bände.  
Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unserer heftig gärenden Zeit.  
**Am Frauenehre.** Von Mrs. Selloc Lowndes. Aus dem Englischen.  
Mit atemloser Spannung verfolgen wir in diesem glänzend aufgebauten, packenden Roman die tragischen Folgen eines Schrittes vom Wege und die verzweifelten Bemühungen des Helben, den Ehrenschild der geliebten Frau bis über ihren Tod hinaus vor der Welt rein zu erhalten.

**Auf Messers Schneide.**  
Von Else Franken.

Ein glänzend geschriebener Hochschulroman der beliebtesten Schriftstellerin aus einer Universität des deutschen Nordens, der das Wesen einer solchen Gelehrtenrepublik mit großer Sachkenntnis an einer Reihe scharf und doch liebevoll beobachteter Typen schildert. Aber es fehlt auch nicht an einer jener Hochschultragödien, die gelegentlich im Verborgenen spielen und auch andere, Unschuldige in den Sturz hineinziehen.

## Dreißigster Jahrgang

**Der Schläfer von Sulz.**  
Von Hermann Stegemann. 2 Bde.

So lebendig die ganze landschaftliche Umwelt und das Volksleben geschildert sind, das Werk erhebt sich doch weit über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Art und wacht zu einem Drama empor, in dem der alte Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Idealismus einer hochgeliminten Seele und der brutalen Mächte des Stumpfsinns und der Selbstsucht durchgefämpft wird.

(Staatsanzeiger für Württ.)

**Du mußt mir glauben!**  
Von Hanns von Jobeltitz.

Der große Reiz dieser Erzählung beruht keineswegs nur auf diesem glänzend entwickelten kriminellen Vorwurf, dessen Behandlung den Leser bis zur letzten Seite in stärkster Erregung hält. Es ist vielmehr die seine psychologische Begründung, es sind tiefe Seelenvorgänge, die der reifen Dichtung ihren großen Zauber verleihen und ihre nachhaltige Wirkung.

**Paul Beck's Untersuchungen.**  
Von M. Mc Donnell Godkin.

Eine Reihe glänzend geschriebener Kriminalgeschichten, deren Held, der den Lesern von Engelhorn's Romanbibliothek wohlbelannte Detektiv Paul Beck, sich auch hier das Interesse und die Bewunderung seiner zahlreichen Freunde zu erhalten weiß.

**Das Heiratsdorf.**  
Von Nanny Lambrecht.  
2 Bände.

Amüsante Typen, urwüchsige Mittelschilbung, eine hinreißende Handlung — das sind die Merkmale dieses glänzend geschriebenen Wallonenromanes, den wir mit Freude und Befriedigung aus der Hand legen.

**Das Jahr des Irrtums.** Von Walther Schulte vom Brühl. 2 Bände.

Unterstützt von seiner feinen historischen Bildung und getragen von starkem künstlerischem Empfinden, zeichnet der bekannte Verfasser der „Revoluzzer“ und des „Frühlingsevangelium“ mit vollendeter Meisterschaft die große Zeit vor hundert Jahren in ihrem heroischen Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

**In der Schuld und andere Geschichten.**  
Von Hermine Billinger.

Die Gestalten Hermine Billinger's stehen alle in überraschender Lebendigkeit vor uns; frischer köstlicher Humor wechselt mit tragischer Größe, und sei es nun, daß die Verfasserin uns zu ihren besondern Vertrauten, den Schwarzwälder Bauern, führt oder uns das innere Werden eines begabten Lehrerjohnes miterleben läßt — stets stehen wir im Bann ihrer außerordentlichen erzählerischen Begabung und künstlerischen Reife.

**Meine Töchter.**  
Von Dora Melegari.  
Aus dem Französischen.

Außerordentlich fein ist es, wie sich in diesem höchst anziehenden Roman in den Charakteren der drei Töchter die Natur der erzählenden Mutter spiegelt, wie die Töchter sich im Sturm der Leidenschaften durch Mühe und Unglauben hindurch entwickeln und läutern müssen.

**Bravo rechts!** Von Ossip Schubin.  
2 Bände.

In überaus packender Weise und munter schillernden Farben zeichnet Ossip Schubin hier ein treffendes Bild der bevorzugtesten Kreise des böhmischen und österreichischen Adels. Wundervoll frisch und lebendig sind diese Gestalten gezeichnet, ist die atemraubend spannende Handlung erzählt, während ein prickelnder Humor das Ganze durchzieht.

**Mit Marshall Vorwärts.**  
Von Hanns von Jobeltitz.

Nur ein gründlicher Kenner der Jahre 1813/15, ein wirklicher Dichter und ein leidenschaftlicher Patriot konnte diese ergreifenden, herzengwarmen Erzählungen schreiben, die in unsrem Volke stärksten Widerhall finden müssen.

# Das junge Geschlecht

# Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten  
modernen Romane aller Völker



Band 20  
Einunddreißigster Jahrgang

# Das junge Geschlecht

Erzählungen von  
Helene Raff



Stuttgart 1915  
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten  
Copyright 1915 by J. Engelhorn's Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

## Die Starcken von Osterreich

---

„Und sollen wir uns hier nicht wiedersehen, hurra, hurra!  
Dann hoffen wir auf jenes bess're Land.“ —

Sie sangen es nicht im Takt und nicht ganz rein. Aber darauf kam jetzt im Geringsten nichts an. Die Nachschauenden kümmerten sich nur darum, was man in der Stadt, in der Kaserne sagen würde zu den Burschen, die da auf der staubigen Straße hintrappten, jeder sein Köfferchen oder seine Tasche in der Hand. Die Meisten just nicht schön, aber lauter feste Mannsbilder, mit Armen und Praxen, die schon etwas ausrichten konnten. Wenn das Bayerland dem Reich viele solcher Rekruten stellt! —

„Ju—hu—u—hu!“ — gellte es vielstimmig zum Dorfe zurück, ehe der Zug künftiger Soldaten um die Wegkrümme bog. Nachher würde man sie nicht mehr sehen. Sie steckten ihre Mützen auf die Stockgriffe und schwenkten sie gegen die Zurückbleibenden. Noch ein paarmal hörte man sie jauchzen, zuletzt schon ganz von fern —

„Furt san's“ — sagte der Schmied. Er nickte vor sich hin, machte Kehrt und trollte heim. Die anderen desgleichen.

Große Gefühlsäußerungen sind bei den Bauern nicht Brauch. Höchstens, daß hie und da ein Mutterl nasse Augen hatte. Aber auch die mußte sie abwischen, damit sie sähe zur Arbeit. Man hatte ja schier nicht

Hände genug, nun all die junge Mannschaft fort war, mitten in der fleißigsten Zeit des Jahres!

Ehemals galt ein Sprichwort: „Kommt Sankt Magdalen — Muß sie über Stoppeln gehn.“ Aber Magdalenen-Tag fällt gegen Ende Juli, und es wird also schon stimmen, daß die Erde schön langsam kälter wird. Denn Anfang August steht, wenigstens in Bayern, die Frucht noch vielfach auf dem Halm.

Die Leute von Osterried schickten sich ordentlich, obgleich nur Weiber und Alte daheim geblieben waren. Die Buben waren fort im Krieg, die Köffer auch. Vom Schmied-Jackl standen zwei Buben draußen, der Bartl und der Hans. Dennoch ward er als einer der ersten mit dem Kornschneiden fertig, dank seiner eigenen unermüdblichen Arbeit und seiner Tochter, der Michela.

„Daß ma di net g'nommen hat zu'n Militär!“ zogen die Nachbarn sie auf.

Ganz bestimmt: an Brustumfang und Schulterweite nahm die Michela es mit manchem Burschen auf. Und Beine und Arme hatte sie — Respekt vor dem Herrgott, der so was wachsen läßt! Grad gut zuschauen war ihr, wenn sie ihren schlanken hochstämmigen Körper bog und die Sichel durch die reifen Ähren fliegen ließ.

Ihre Gedanken weilten indessen weitab, auf einem anderen Feld, wo der Schnitter Tod Schaffer ist und die junge deutsche Kriegerschar ihm mähen helfen muß! — Die Michela faßte den Stiel der Harke wie ein Gewehr und hielt mitunter beim Essen das Messer gezückt, ohne sich, wie sie gewollt, ein Stück Brot damit abzuschneiden. „Was hast?“ — fragte sie die Mutter — „du schaust so kurios.“ — „Ich möcht'

beim Bartl sein," gab Michela offenherzig zurück. „Ja, gelt, möchtst es wieder machen wie dazumal!“ Und die Mutter erzählte die eigentlich jedem bekannte Geschichte: wie die kleine Michela als Schulmädel viel lieber mit Buben gespielt hatte, selbst wenn sie noch so grob mit ihr waren. Und daß sie einmal am Hauptfeind ihres Bruders Bartl, dem Schlosserfriedl, wie eine Katze hinaufgesprungen war und ihn in die Hand gebissen hatte, die er eben erhob, um dem Bartl eine Watsche zu geben.

Der Bartl war ihr alles von jeher, während sie mit dem Hans nicht viel machte. So wie die anderen Mädeln vom Ort an ihre Schätze dachten, so dachte des Schmieds Michela an ihren Bruder Bartl. Wenn die Mutter zuweilen bei einer Nachbarin ihrer Sorge Worte verlieh: ob der Himmelvater wohl ihre Buben würde heil zurückkommen lassen? — dann fuhr die Michela dazwischen: „Der Bartl muß wiederkommen!“ —

Zuerst hatte jeder gemeint und gehofft, es werde ein kurzer Krieg sein. Mittlerweile ward es Herbst, und der Schmiedjackl, nachdem er eine Weile so herumgezipft hatte, legte sich zu Bett. Man befragte ein paar „wissende“ Ortsbewohner, die aber nichts wußten; schließlich konnte man es doch nicht vermeiden, den Kreisarzt zu Rate zu ziehen. Der kam, beklopfte und behorchte Rücken und Brust des Kranken und sagte: das Herz sei nicht in Ordnung. Der Jackl hätte sich halt mit der Erntearbeit und seiner Hantierung zu viel angestrengt, dazu die Kriegsaufregungen! — Wenn er wieder werden sollte, müßte er sich eine Zeitlang völlig schonen!

„Da faamst recht!“ sagte der Schmied. „Damit sich mir derweil die Kundschaft schön stad verlauft?“

Der Kreisarzt zuckte die Achseln. „Von mir aus mach, was du magst! Ich hab dir gesagt, wie es ist.“

Die Michela hatte der Unterredung zugehört. Während der Doktor dem vor sich hinbrummenden Vater noch etwas aufschrieb, ging sie in die Werkstatt und band über ihre Röcke des Vaters Schurzfell. So angetan, trat sie wieder in die Stube.

„Vater,“ sagte sie, „dös brauch't's net, daß die Kundschaft sich verlauft. Die bedien' halt nachher ich.“

Der Kreisarzt war starr. Der Schmied fuhr auf: „Ach so ein Unsinn! Dös gibt's net“ — da stockte er, weil ihm einfiel, wie geschickt ihm die Michela schon etlichemal in der Werkstatt geholfen hatte. Fast so gut wie der Bartl. Dem Hans seine Hilfe bedeutete weniger: der hatte keine rechte Freud zum Geschäft und tat dem Vater nie recht genug.

In Gottes Namen: so lange die beiden Buben draußen waren und er selbst noch serbelte (kränkelte), konnte man es ja mit der Michela versuchen!

Das Ding sprach sich herum. Einige Tage später kam der Bachmüller und führte seinen Schecken daher, der beschlagen werden sollte. Die Michela stand richtig am Amboß, und die Blut aus der Esse strahlte auf ihr rotwangiges Gesicht. Der Bachmüller plinkte dem Knecht, der das Roß am Zügel hielt, verschmikt zu: „Das gibt eine Mordsgaudi!“ Denn der Scheck war ein zuwideres oder, wie sein Herr sagte, „nerviöses“ Vieh. Blies ihm ein Wind um die

Dhren, so senkte es den Kopf, als wäre es ein Hirsch und wollte jemand aufspießen; fühlte es einen Bremsenstich, so stieg es kerzengerade in die Höhe; und bei schlechter Laune feuerte es mit den Hufen hintenaus — hast du nicht gesehn!

Die Michela fürchtete das Roß nicht. Sie kraute ihm die Stirn, ließ es von ihrer flachen Hand eine Brotkruste fressen und richtete dann umsichtig das Eisen her. Der Scheck schnob unwirsch: sein Herr hielt ihm das Maul, der Knecht das auf den Amboss geschobene Bein; und die Michela paßte ihm das Hufeisen so richtig hin, daß es um kein Härchen fehlte, schlug auch beim Festmachen keinen Millimeter zu tief.

„Herrgottsfagen, Mädels, du kannst was!“ sagte der Bachmüller. Er gab ihr dies Zeugnis auch, wo immer ihn jemand darum fragte. So wußte nach einigen Wochen jedermann: die Schmiedin Michela sei wirklich ein brauchbarer Schmied.

Der alte Schmiedjackl kam fleißig, ihre Arbeit zu beschauen. Es war ihm schon anzumerken, daß er einen gelinden Stolz hatte auf sie. Und die Söhne draußen im Feld, die hielten sich auch brav. Der Bartl war Gefreiter, und der Hans war vorgeschlagen zum Eisernen Kreuz.

Bis mit einmal vom Bartl jede Nachricht ausblieb.

Durch den Bruder war sie nicht zu erlangen; denn der Hans stand in Ostpreußen, während der Bartl in Nordfrankreich focht. Die Mutter, der Vater, die Schwester schrieben, ganz gegen ihre Gewohnheit, Brief auf Brief. Sie kamen alle wieder mit dem lakonischen Vermerk: „Unbestellbar zurück!“ Der letzte Brief

trug noch die Beschrift: „Verwundet. Lazarett unbekannt!“

Verwundet! Schwer oder leicht? Wo liegt er? Wer pflegt ihn? — Trotz seiner Kränklichkeit machte der Vater sich auf, fuhr hinein nach der Hauptstadt, ins Kriegsministerium. Sie zeigten ihm seines Sohnes Namen unter den Verwundeten in der Verlustliste; bald — vertröstete man ihn — werde er Näheres hören!

Er fuhr heim. Schwer war sein Herz und sein Tritt. Seine Weiber liefen ihm mit hoffnungsvollem Blick entgegen, aber wie er nichts sagte, sondern nur sacht den Kopf schüttelte, wurden sie still.

Ein paar Tage noch stand es an — da kam ein Brief.

Ein Unteroffizier von Bartls Regiment schrieb der Familie, daß der Bartl seinen schweren Wunden erlegen sei: es tue ihnen allen um den tapferen Kameraden leid!

Ein schrecklicher Abend war es im Hause des Schmieds. Der Vater in sich zusammengesunken wie eine baufällige alte Hütte — die Mutter weinte, weinte. — Aber das Ärgste von allem war die Michela, die da stand, ohne Wort und ohne Tränen, schneebläß, zitternd am ganzen Leib! Der Bartl, ihr Lieblingsbruder! —

Aus dem Kriegsministerium ward die Trauernachricht bestätigt. Von dem Feldlazarett, in dem der Bartl verstorben war, langte ein Päckchen an, das enthielt des Toten Uhr und Brustbeutel. Die Mutter zog um die Photographie ihres Bubens ein immergrünes Kränzchen und ließ fleißig Messen lesen für ihn

zum Ersatz des ihr versagten Trostes, sein Grab pflegen und zieren zu können. Sie bekam indes genugsam an ihrem Manne zu pflegen; denn der Gram verschlimmerte sein Übel und er mußte oft zu Bett liegen, mit einem Bündel Kissen gestützt, weil er dann leichter „schnaufte“. Die Nachbarn, zumal die Nachbarinnen, fanden sich häufig als Klagehelfer ein: „O mein, o mein, is döß was! Grad an die Brävsten geht's hinaus! So ein lebfrischer Bub und so jung davon müssen! Und weiß Gott, was er zuvor noch ausgestanden hat! Döß is was Grausams, so ein Krieg, lieber Heiland! Daß der Jackl sich dadrüber zu Tod kränkt, wundert mi net. Werdt's sehgn: es stoßt ihm noch 's Herz ab — oder mit lauter Studieren und Drandenken schlägt sich die Wassersucht dazu. O mein, o mein, is döß was!“

Von all dem Gejammer und barmherzigen Getu hörte die Michela wenig. Sie stand am Amboss, am leeren Platz des Vaters, und hieb auf die Eisenstange, oder was sie just unter Händen hatte, ein, daß die Funken nur so flogen. Der Schein aus der Esse rötete ihr Gesicht, das hart und unbeweglich aussah, mit fest aufeinandergepreßten Lippen; die kräftigen Arme waren rund und fest wie aus Eichenholz. Von der Michela hieß es im Ort allgemein: sie sei eine zuwidere Person — nicht ein bißl was Liebes und Weiches, selbst bei einer solchen Heimsuchung. Eine tüchtige Arbeiterin, das wohl. Aber keinen Mann kriege sie für gewiß nicht; die tät einem jeden die Schneid abkaufen — die schon!

Doch behielt niemand viel Zeit und Gedanken, die Schmiedstochter durchzuhecheln; denn so wenig wie

des Jackls Haus blieben andere Häuser verschont. Der Rautner hatte zwei Söhne verloren, die junge Müllerin ihren Mann, der Mesner seinen Bruder. Auch Verwundete gab es genug, leichte und schwere. Des Schlossers Friedl hatte in demselben Gefecht, wo der Bartl gefallen war, einen Armschuß bekommen und lag im selben Lazarett.

„Um den ist kein Schad,“ sagte die Michela, als sie davon hörte. Sie konnte dem Friedl nicht vergessen, daß er ihres Bruders Widersacher bei allen kleinen Gelegenheiten gewesen war. Und da nachher verlautete: es bessere sich etwas mit dem Friedl, warf sie höhnisch die Lippen auf. „Der wird schon durchkommen. Ich sag's alleweil: Unkraut verdirbt nicht.“

Eines Tages hieß es: der Friedl werde heimkommen, um sich vollends auszupflegen. Mit dem Eisernen Kreuz käme er heim. Das würde ein Freudentag für die Schlosserischen — meinte man. Des Friedl älterer Bruder, ein schiefgewachsener, unansehnlicher Mensch, machte schon eine „Bletschen“ (hängendes Maul, mürrisches Gesicht) vor Verdruß, was die Leute nun mit seinem Bruder aufstellen würden.

Aber es ward anders. Freude und Stolz erstickten unter dem Jammer, den die Ankunft des Friedl hervorrief.

Kurz vor ihm langte eine Karte an, gleichwie die früheren Briefe von der Pflegechwester im Lazarett geschrieben. Der Friedl ließ melden: was er zuvor den Seinen schonend angedeutet hatte, sei Wahrheit geworden — man habe ihm den halben Arm abnehmen müssen.

Das gab ein Wehklagen! Und es entbrannte

aufs neue, als der Friedl ankam, blaß und schlant, den unteren Armel seines feldgrauen Waffenrock's leer herabhängend.

Die Mutter — sein Vater war bereits gestorben — wußte sich nicht zu fassen darüber, daß ihr einst so stattlicher Bub nun ein Krüppel sein sollte sein Lebenslang. Der ältere Bruder sagte ganz offen: beinahe wär' es für den Friedl besser gewesen, gleich tot zu bleiben als so! Einer, der nichts mehr schaffen könne, bloß alleweil so umeinander hocken — solch ein Leben sei doch schlimmer als keins!

Wenn es die anderen auch nicht so verb' herausredeten — eine ähnliche Meinung hatten sie gewiß.

Der Friedl ging hinaus an das Wehr, über das der die Ortschaft durchströmende Bach weit draußen, oberhalb der Mühle, herabstürzte. Das Wasser war nicht eingefroren — breit und dunkel rauschte es zwischen dem verschneiten, leicht vereisten Gelände hindurch und bildete einen starken Überfall, bevor es auf das Mühlrad zutrieb. Was da hineinfiel, wurde unwiderstehlich mitgerissen, bis das Rad es zerknickte —

Wie der Friedl da stand und hinabschaute, kam die Schmieds-Michela des Weges und fragte ihn obenhin: ob ihm leicht was ins Wasser gefallen sei? — Der Gascher mit seinem einen Arm bringt es doch nie mehr heraus — dachte sie dabei.

Nein! sagte der Friedl — er hätte nichts verloren. Und er gab sich einen Ruck, grüßte militärisch und machte Kehrt. Am Wehr ward er fürder nicht mehr angetroffen. Überhaupt sah man ihn wenig: er schien

sich meist zu Hause zu halten. Nicht weil er noch der Pflege bedurft hätte; denn die Wunde war gut geheilt, und er litt nicht, daß man ihm viel beisprang, wie es seine Verstümmelung zu erfordern schien. Was irgend ginge, wollte er selbst tun, erklärte er.

Ein sonderbarer Mensch war das, der Friedl. Seine Mutter hatte beim Krämer erzählt, wie er etliche Tage nacheinander absichtlich einen Strick oder ein Band verknotete, so sehr er vermochte, und den Knoten dann aufzulösen trachtete mit einer Hand, unter Nachhilfe seiner Zähne. Einmal war er hereingekommen zu ihr, beinahe vergnügt ausschauend. „Mutter, jetzt kann ich's," hatte er gesagt.

„So war er von jeher — der laßt sein net aus!“ versicherte sie.

Der Friedl hätte es gar nicht nötig gehabt, sich so zu plagen. Er hätte, wenn er gewollt, sich ins Wirtshaus setzen und den Mittelpunkt eines staunenden, gruselnden Zuhörerkreises bilden können durch Erzählungen von draußen, vom großen Krieg. Sein Invalidegehalt vom Staat war ihm ja sicher. Aber der Friedl sprach nie von dem, was er erlebt und getan hatte und im Wirtshaus vollends ließ er sich nicht blicken. Auf das Ansinnen der Seinigen, Sonntags einmal mitzugehen, hatte er geantwortet: „Ich bin kein Aff und kein Afrikaner nicht, daß ich mich herzeigen und anschau'n lassen muß wie am Oktoberfest.“

Er mied die Dorfgenossen, ihr Mitleid und ihre Neugier überhaupt. Desto verwunderlicher war es, daß er eines Tages ungerufen den Kopf in die Schmiedewerkstatt hineinsteckte. „'S God!“

„'S God!“ versetzte die Michela, die allein drin war, gedehnt. Der Friedl, ohne den frostigen Empfang zu bemerken, sah sich überall um und fragte dann: „Mit Verlaub, kann ich da ein bißl zuschaugn?“

„Wa—as? Wenn dich das freut, habt's doch ihr selbst eine Werkstatt daheim.“

„Da ist mein Bruder drin und der Better samt dem Altgesellen. Die lassen mich an nix hin. Und keine Geduld haben sie z'erst net.“

„Ja, Herrgott, und du meinst: bei mir tußt du dir leichter?“

„Doch! 's Mitleid oder die Grobheit von einem Frauenzimmer laßt man sich ehnder gefallen.“

Die Michela wußte nicht, was sie sagen sollte. Ein Mensch, dem sie nie freund gewesen, traute sich, ihr seine Gegenwart aufdrängen zu wollen und ihr bei ihrer Arbeit im Weg umzugehen. Wenn der Friedl zehnmal ein Krüppel war — die Zumutung deuchte ihr doch einigermassen unverschämt.

Sie schwieg. Der Friedl wußte dies Schweigen zu deuten. Er sagte: „Bitt um Entschuldigung!“, setzte seine Militärmütze, die er abgenommen hatte, wieder auf den Schädel und verließ die Werkstatt.

Die Michela war nun wieder völlig ungestört. Trotzdem ging ihr an diesem Tage nichts von der Hand. Der Friedl hatte so ein extriges Gesicht gemacht beim Fortgehen; das kam ihr beständig vor. —

Bald darnach langten noch andere Urlauber an: solche, die nach kurzer Erholungsfrist wieder zurück mußten in die Front. Darunter war der Unteroffizier von Bartls Kompanie, der schon totgesagt worden

und nur wie durch ein Wunder am Leben erhalten worden war. Er suchte die Schmiedsleute auf und fand alle beisammen in der Stube, weil es dem Vater eben ein wenig besser ging. Das mit dem Bartl sei ihm halt arg gewesen — sagte er. Und er berichtete von dem Gefecht jenes Unglückstages, wo so viele von Bartls Kompanie Leben oder Freiheit hatten lassen müssen. Den Bartl hätten die Feinde auch, verwundet wie er war, mit fortgeschleppt, wenn der Schlosser-Friedl nicht so viel Schneid bewiesen hätte. Über dem Bartl und noch einem zu Tod getroffenen Kameraden stehend, hätte er so mit dem Gewehrkolben um sich geschlagen, daß die Nachstürmenden Zeit gewonnen hätten zum Entsatz und zum Zurücktreiben der Feinde. Bei der Gelegenheit aber sei dem Friedl durch einen Schrapnellschuß der Arm zerschmettert worden!

Da die Michela das hörte, schlug ihr das Herz bis zum Hals hinauf. Sie erinnerte sich, daß sie den Schlosserbuben vormals in die Hand gebissen hatte ihrem Bruder zulieb. Nun hatte er Hand und Arm eingebüßt um ihres Bruders willen — und sie war ihm dafür noch unfreundlich begegnet. So was Ungutes!

Als der Besucher gegangen war, ging auch sie. Geradewegs ins Schlosserhaus.

Der Friedl saß allein in der Stube und sah zum dickgefrorenen Fenster hinaus. Die Michela schritt zu ihm hin und eröffnete ihm ohne Umschweife, daß sie gekommen sei, sich zu entschuldigen. Sie habe neulich auf seine Anfrage nicht sogleich geantwortet, weil sie unsicher gewesen wäre, ob ihr die Leute nicht

etwas anhängen würden, wenn sie mit einem jungen Burschen zusammen in der Werkstatt hantiere. Die Leute seien gar zu böß! Aber sie hätte sich das Ding überlegt, und sie frage niemand nichts nach — und der Friedl solle nur getrost kommen!

„Wirßt dir's überlegt haben, daß ich eh bloß ein halbetes Mannsbild bin!“ sagte der Friedl und lächelte — ein bißchen weh. Doch dann sagte er: ja, er käme gern!

Seine Mutter trat herein und bot der Michela Grüß Gott; das nutzte die Michela, um der Schlofferin einmal recht auszudeutschen, was sie und der ganze Ort für Ursache hätten, auf den Friedl stolz zu sein. Der Herr Feldwebel hätte es erzählt und sie hoffte nur: er erzähle es überall! „Daß mein Bartl bei den Unseren hat sterben dürfen, gepflegt und geehrt und betrauert, das danken wir auch dem Friedl. Weiß Gott, was ihm die elendigen Krabaten, die Feinde, sonst noch antan hätten!“ Der Friedl ward ob solchen Rühmens schamrot wie ein Mädchen und verließ eilfertig die Stube. Das seien die ganz Braven — meinte die Michela — die vor keiner Gefahr ausriffen, wohl aber vor ihrem Lob! Sie sagte es absichtlich recht laut, damit der Bosnickel, der ältere Schlosserssohn, es hören sollte, wenn er etwa nebenan sei. Die Schlofferin, ein zermürbtes Weiblein, der ihr Älterer ohnehin ihre Vorliebe für den Friedl auf jede Brotkruste strich, ging bei den kräftigen Worten der Michela ordentlich auf wie eine welcke Blume am Licht.

Gemäß der Verabredung fand der Friedl sich in der Schmiedewerkstatt ein und wandte keinen Blick von dem, was die Michela angab und tat. Bisweilen

sagte er: „Wie — laß mich einmal probiern!“ — und wenn er sich dabei so stellte, daß die Michela die Lippen fest aufeinanderbiß, setzte er gutmütig hinzu: „Derfst schon lachen! Weißt ja, was ich dir gesagt hab: vor einem Mädcl schämt unsereins sich net so. Warum, das könnt' ich net sagen!“

Aber sie hatte gar nicht so häufigen Grund zum Lachen; denn der Friedl begriff schnell und gut.

Nach Feierabend kam er auch manchmal zu ihren Eltern und saß mit in der Stube oder an ihres Vaters Bett. Der mochte ihn leiden, und der Friedl vertrieb ihm gern die Zeit, während er sich von den übrigen Ortsgenossen nach wie vor zurückhielt. —

Mittlerweile erschien der Valentinstag und dieser Tag war des Bachmüllers Namensfest. Das hätte nun weiter nicht viel ausgemacht, wenn der Bachmüller selbiges in der Stille mit etlichen guten Werken gefeiert hätte; aber leider zog er vor, sich, ob es gleich auf einen Werktag fiel, ins Wirtshaus zu setzen und einen ausgiebigen Trunk zu tun. Der entflamte ihn allmählich so, daß er begann, mächtig aufzurebellen und zu spektakeln, so daß jedermann froh war, als er endlich den Heimweg antrat.

Dieser Weg führte ihn, der fortwährend vor sich hinbrummelte und mit den Armen focht, an der Schmiedewerkstatt vorbei. Drinnen stand die Michela, und die Glut der Esse vergoldete ihr Gesicht wiederum auf die Art, die dem Bachmüller schon damals gefallen hatte, als er ihr sein störriges Vieh zum Beschlagen zugeführt. Heute nun leuchtete das angestrahlte Mädchenantlitz ihm so in die Augen, daß er plötzlich ein Verlangen nach näherer Bekanntschaft empfand. Also

stolperte er ohne Umstände hinein und begrüßte die junge Schmiedin mit einem Schwall zärtlicher Sprüche, der ihr höchst ungelegen kam. Sie hatte soeben ihr Feuer löschen und ihr Gerät zusammenräumen wollen, denn es war kurz vor Aveläuten — da kam der noch daher!

Sie ließ ihn kurz an und trachtete ihn wegzuschaffen; aber der Trunkene, dadurch nur hartnäckiger geworden, packte sie täppisch um den Leib. „A Bußl mußt mir geben, Schatzl, geh, gib's her!“ — „Müller, du hast zu viel. Schau, daß d' weiter kommst!“ zürnte die Michela und verfezte ihm einen Stoß, daß er über Meterlänge von ihr wegtaumelte. Da geriet er in Zorn, und der erhöhte seine Kraft. Denn ob schon er infolge des Rausches hin und her schwankte, war der Bachmüller ein starker Kerl, einer, dem man es gar nicht vergönnt hatte, daß er vom Krieg hatte daheim bleiben dürfen, weil er schon hoch in den Bierzig stand.

„Das muß gutmachen, sofort!“ Wie ein Wilder packte er sie dasmal an — sein rauschiger Atem schlug ihr ins Gesicht. Keuchend rang die Michela. — Hätt' ich die Stange nur, die Eisenstange aus dem Eck! Oder käm' eins, mir zu helfen! dachte sie wirr und bang. Da — während sie den Kopf ganz hinabkrümmte, dem Fuß des Bedrängers auszuweichen — da rutschte diesem jählings der Hut übers Gesicht, daß er, geblendet, mit beiden Händen in die Luft fuhr. Die Michela war frei.

Das Herabrutschen des Hutes rührte davon her, daß jemand dem Bachmüller von rückwärts einen ausgiebigen Faustschlag verfezt hatte. Der Jemand war der Friedl.

Er war vor einer Weile hier gewesen und schon fortgegangen — da hatte er im Gehen von weitem den Bachmüller gesehen, wie er mit seinen Beinen allerhand Schnörkel beschrieb. „Holla, so ein Kamerad braucht Aufsicht“ — hatte der Friedl gedacht. Und er hatte ihm nachgeschaut; und da der Betrunkene die Richtung des Schmiedhauses hielt, war er ihm gefolgt.

Der Bachmüller gröhlte wütend auf, schimpfte, suchte seinen Hut zurechtzurücken, um den Gegner zu erblicken und Rache nehmen zu können. Aber ehe ihm das gelang, hatte der Friedl, als ein Kampfgeübter, ihn mit seiner einen Faust im Genick gepackt, nicht anders als einen jungen Hund, und schubste ihn, mit Kniestößen nachhelfend, der Türe zu. Ein besonders kräftiger Stoß noch — da flog der Bachmüller über die Schwelle, also daß er sich überkollerte und davor liegen blieb. Hinter ihm schlug die Tür krachend zu. Der Hingesunkene fluchte eine Weile ganz lästerlich, bis er sich endlich aufraffte und unter fortgesetztem Schimpfen seines Weges torfelte.

„Am gescheitsten: er legt sich schlafen!“ — meinte der Friedl.

Die Michela, da er zu ihr zurückkehrte, hatte ihr Haar geglättet und ihre Kleider in Ordnung gebracht. Verstört stand sie da; am Heben und Senken des Brusttücks sah man, daß ihr Atem zitternd ging.

„Das war jetzt mein Glück, daß du grad herkommen bist,“ sagte sie zum Friedl. Und nach kurzem Schweigen setzte sie hinzu: „Bergelt dir's Gott!“

„Es hat leicht sein können,“ meinte der Friedl.

Schwer schien es ihm wirklich nicht gefallen zu sein. Er war so ruhig wie immer.

Die Michela mußte in den nächsten Tagen viel darüber nachsinnen, was doch der Friedl für einer sei. Einen Arm hat er hingegeben fürs Vaterland und zum Beistand seiner Kameraden; in dem einen überbliebenen hat er noch Kraft genug, um Unheil abzuwenden von ihr, der Michela! Wirklich ein Mannsbild, der Friedl!

Es wäre ihm etwa nicht zu verdenken gewesen, wenn er etwas hätte verlauten lassen von dem, was er doch zuweg brächte mit nur einem Arm. Aber er tat sich nicht groß damit, sondern schwieg gegen jedermann. Nur in ihm selbst bewirkte das Geschehene eine Wandlung. Seitdem er gesehen hatte, was er noch vermochte, lag in dem Wesen des Friedl eine leise stille Fröhlichkeit. Er zeigte sich auch umgänglicher als sonst, wich den anderen nicht mehr aus; und wenn ihn jemand etwa recht wehleidig bedauern wollte, so hatte er ein feines Spottlächeln von obenher, vor dem alles klägliche Getue bald verstummte.

Die Lehrstunden aber in der Schmiedewerkstatt setzte er eifrig fort und zwar nicht bloß als Zuschauer, sondern bereits als Geselle. Er hantierte flink und sicher mit jedem Gerät, so daß der alte Schmied, wenn er zum Zuschauen daherkam, ihn schlankweg loben konnte. Dann lachte der Friedl, daß seine Zähne blinkten; die waren weiß und stark, als sollte er damit Knochen zerbeißen und Bäume zernagen. Man sah ihm gleichsam an den Zähnen an, daß er der Mann sei, jedwede Nuß zu knacken, die das Schicksal ihm aufgab.

Einmal, als der Friedl wieder in die Schmiede ging, war die Michela nicht drinnen; da bog er ums Haus herum und sah durchs Fenster der Wohnstube, ob er sie nicht erblickte. Richtig saß sie da — aber ihr gegenüber saß einer, den der Friedl am wenigsten hier zu sehen geglaubt hatte: der Bachmüller!

Im Sonntagsrock saß er da, an einem gewöhnlichen Werktag, und die zwei Alten machten auch so besondere Gesichter — da wußte man, was los war.

Der Friedl trat sacht vom Fenster zurück. Im Dahingehen stellte er innerlich eine Rechnung auf, so wie er sie beinahe an den Fingern abzählen gekonnt, falls er nämlich noch alle gehabt hätte. — Er hat reichlich zwanzig Jahr mehr auf dem Buckel als ich, der Bachmüller, und ein zuwiderer Kerl ist er auch, kommt's mir vor. Aber er hat ein schönes Sach und seine graden Glieder beisammen, während ich so gut wie nichts krieg von zu Haus. Freilich, die Pension und die Invalidenrente vom Staat, die ist was Festes — aber dafür bin ich halt ein Mensch mit einem Arm. Das sieht so wild her!

Also wahrscheinlich wird die Michela ihn nehmen. Da wird nichts zu machen sein! —

Die Absicht des Bachmüller war wirklich die vom Friedl ihm zugetraute. Er hatte gleich beim Eintritt in die Schmiedestube eine lange Entschuldigung begonnen deswegen, daß er neulich zu viel gehabt und sich so unschön aufgeführt habe. Wohl inständig hoffe er, die ehrengedachte Jungfrau werde ihm diese schwache Geistesgegenwart und groben Unfug verzeihen. Denn es sei gar nicht so unrecht vermeint gewesen — indem daß — ja indem sie ihm über-

haupts so gut gefiele, und er sei ein Mann, der auf niemand aufzupassen habe, sondern heiraten könnte, wen er wollte. Wenn es also der Michela recht sei und ihren Eltern auch —

Den Eltern war es recht, der Mutter zumal: die hatte sich schon heimlich gesorgt, daß die Michela einmal wegen ihrer zu großen „Reschen“ keinen Mann bekäme. Dem Schmiedjackl tat es hinwieder weh, daß man alsdann das Schmiedgeschäft einem Fremden verkaufen müßte; denn die Michela konnte nicht gleichzeitig Bäuerin und Schmiedin sein. Und daß der Hans beim Militär verblieb, stand ohnehin schon fest! Noch aber war des Alten Kummer verfrüht; denn die Michela erklärte: so auf einen Pluß könne sie ihr Ja nicht geben — eine so ernste Sache müsse in Gottesnamen recht bedacht sein! Dabei verharrte sie, und der Bachmüller mußte sich wohl oder übel darein schicken.

Innerlich meinte er, es könne ihm nicht fehlen. Er war nur froh, daß, mit Ausnahme der Dirn selbst und ihrer Eltern, keines den üblen Ausgang seiner ersten Werbung um die Michela wußte. Er verzieh dem Friedl beinahe jene tätliche Zurechtweisung, weil er doch geschwiegen und ihn nicht in der Leute Mäuler gebracht hatte. —

Zwei Tage, nachdem der Bachmüller als richtiger Freiersmann aufgetreten war, kam die alte Schlosserin zur Michela, bestellte ihr einen schönen Gruß vom Friedl, und sie solle sich nicht wundern, wenn er nimmer zum Schmieden der Weil' habe. Er sei nämlich fortgereist, der Friedl; vielleicht bliebe er länger aus.

„So, wohin denn?“ warf die Michela gleichgültig dar.

„In die Stadt! Er kriegt einen künstlichen Arm — den muß er probieren und gewöhnen,“ meldete wichtig die Schlosserin.

„So, nachher wünsch' ich alles Gute!“ versetzte die Michela.

Wieder war sie allein in der Werkstatt; einen Gefellen bekam man jetzt gar schwer. Die Wochen verstrichen; der Friedl blieb immer noch aus — und die von Michela ausbedungene Bedenkzeit wegen dem Bachmüller lief mählich ab.

Die Michela sah müd und verdrossen aus in dieser Zeit, zumal wenn die Leute sie aufzogen mit allerhand Herumreden in Betreff des Bachmüller. Einfältige Antworten gab sie, als sei jedes Wort ihr leid. Vielleicht wurde ihr doch die strenge Arbeit zu viel.

Da kam der Alte, der Schmied, kopfschüttelnd zu ihr und der Mutter herein. Ein Zeitungsblatt hielt er in der Hand. „Der Friedl, das ist schon ganz ein Ertriger; gar in der Zeitung steht er jetzt.“

Der Michela sank die Näherei in den Schoß. — „Ja, wie denn das?“

Der Vater entfaltete das Blatt und las daraus vor, daß in einer großen Stadt eine Zusammenkunft gewesen sei von lauter Herren, die sich um die Kriegsverstümmelten annähmen, und da sei an Beispielen aufgezeigt worden, wie man trotz der Verstümmelung noch ganz viel zuweg bringen könnte. Unter anderen hätte ein einarmiger Schmied sich vorgestellt, der mit einem einfachen Ersatzstück so

geschickt und nachdrücklich den Amboß bearbeitet hätte, daß alle darüber in Staunen gewesen. Da sähe man, was der Wille vermöchte in einem rechten Mann; und die Tapferkeit im täglichen aufreibenden Kampf gegen ein körperliches Gebrechen, gegen den Unverstand der Menschen, die einem nichts zutrauten, sei noch höher anzuschlagen, als die auf dem Schlachtfeld im Rausch der Kriegswut und Begeisterung. Das hatten die Herren sämtlich gesagt.

Die Zeitung aber, darin das stand, hatte der Friedl seiner Mutter geschickt und dazu geschrieben, daß er der Schmied wäre, und ein Zeugnis hätte er bekommen, und ein Herr, der ein Hammerwerk hätte irgendwo im Norden, hätte ihn gleich angestellt. Aber dem Friedl wäre es zu weit weg gewesen; er bliebe lieber daheim. Die Mutter möchte doch so gut sein, dem Schmiedjackl oder der Michela das Blatt zu geben; denn er dächte immer daran, daß sie ihm behilflich gewesen wären und lasse sie dank-schuldig grüßen!

„Was sagst jetzt dazu?“ fragte der Schmied die Michela.

„Nix! Wo er ohne ‚Pfütt Gott‘ sagen davon ist, hätt’s den Gruß auch net braucht.“ —

Es lenzte schon ein wenig in der Luft und die Sonne begann von den Ackerhollen den Schneerahm hinwegzulecken — da kam der Friedl heim. Er sah frisch und mannhaft drein — den künstlichen Arm, der sich wirklich ganz täuschend ausnahm, verstand er auch bereits leidlich zu verwenden. „Kraft hat man keine drin,“ sagte er, „aber zum Festhalten taugt er doch.“

Einer seiner ersten Gänge war zum Schmied. Ein erregtes Durcheinander scholl ihm entgegen, gleich als würde drinnen laut und heftig gestritten. Da mochte Friedl nicht stören, sondern machte nur ein klein wenig die Tür auf und rief hinein: wenn der Schmied der Weil' hätte, sollte er mit ihm, dem Friedl, einen Augenblick in die Werkstatt hinübergehen — er hätt' ihm etwas zu sagen!

Der Alte kam herübergehumpelt, die Stirn in krause Falten gelegt. „Was willst?“

„Ja, grad eine Frag' hätt' ich. Es ist doch an dem, daß dein Hans kapituliert?“

„Freilich wohl!“ Der Schmied seufzte. „Er hat schon immer 's Militär im Kopf gehabt.“

„Also nachher, wo die Michela jetzt ausheiratet, müßtest du 's Schmiedgeschäft doch verkaufen. Ich aber such' eins, das ich selbständig betreiben kann; denn daß es mit meinem Bruder zusammen nicht geht, wirst wissen. Konkurrenz machen mag ich ihm auch keine; drum, weil ich doch wie ein Schulbub hab' neu anfangen müssen, hab' ich lieber gleich was anderes angefangt. Ist dir's recht, so kauf' ich dir die Schmied'n ab.“

„So? Und mich tät' man gar nicht fragen?“ klang es scharf von der Tür her. Das war die Michela, die da so unverhofft in der Werkstatt stand. Einen bitterbösen Blick warf sie auf den Friedl.

„Das ist ein sauberer Dank, den man hat von dir,“ fuhr sie ihn an. „Daß du hergehst und einem hinterrucks sein Sach' abschwätzen willst!“

„Michela, sei g'scheit!“ sprach der Friedl — ein bißchen blaß war er geworden. „Was tuft denn du

mit der Schmiedhantierung, wenn du jetzt bald ein Weib bist und ein Hauswesen hast. Da tät' der Bachmüller schon was einreden."

"Der! Der hat mir nix einzureden, jetzt net und überhaupts net! Mich wundert bloß, daß der Vater das nicht gleich gesagt hat."

Der Friedl schaute den Schmiedjackl an; der nickte sorgenvoll. „Ja, ja, sie mag halt 'n Müller net. Meine Alte ist ganz auseinand."

Der Friedl tat einen tiefen Schnaufser, indes die Michela sich bitter beschwerte: erst habe man ihr den groben Kerl aufhängen wollen, und jetzt täte man gar noch über ihren Kopf weg das Geschäft verkaufen, mit dem sie so viel Plag und Mühe gehabt. „Daß vollends du dazu hilfst und mich nausdrucken willst, hätt' ich mir nicht vermutet," beschuldigte sie den Friedl.

„Ja Herrgott," platzte er heraus, „bald du den andern nicht nimmst — nachher —"

Da saß er fest; aber desto beredter war sein Anschauen. Die Michela ward mit einem Male ganz sanft, strich an ihrer Schürze und sagte zum Alten: „Ob's nicht gut wär', der Vater tät' einmal zur Mutter schaugn, daß sie sich nicht so in den Zorn hineinrennt gegen mich?"

Der Schmiedjackl willfahrte ihr sogleich mit listig vergnügter Miene; denn ein Licht war ihm aufgegangen. Als er sich außer Hörweite befand, nahm der Friedl seinen ganzen Soldatenmut zusammen. „Michela," sprach er, „ich hab' wohl nur einen Arm — der künstliche zählt nicht. Wär' dir's trotzdem recht, wenn ich einheiraten tät' auf die Schmied'n da?"

Diesmal brauchte sie keine Bedenkzeit. Ganz einfach sagte sie „Ja!“

---

Alle Leute zu Osterried freuten sich mit, da sie das Verlöbniß erfuhren. Der Bachmüller machte eine Ausnahme; doch durfte er nicht wagen, dem Begünstigten irgend eine Tücke anzutun. Denn ein fürs Vaterland Verwundeter ist unantastbar, und jede Rache wäre dem Bachmüller übel bekommen. Also begnügte er sich, nur so recht „bagatellmäßig“ von oben her zu sagen: „Meintswegen, wenn ihr der Krüppel besser gefallt! Ich krieg' andere genug.“

Die Michela aber, wenn jemand sie darauf anredete, daß ihr der Einarmige recht sei, oder wenn man sie neckte, daß sie ihn nur nähme, um in der Ehe obenauf zu bleiben, lachte vergnügt. „Da seid ihr fein irr, der Friedl ist der allerstärkste in jedem Betracht; dem wird niemand Herr. Könnt' ich ihrer hundert haben — keiner wär' mir lieber als der!“

An Ostern hielten sie Hochzeit, der Friedl und die Michela. Der Hans, der noch lebende Bruder der Braut, kam auf Urlaub dazu; schier das ganze Dorf nahm teil. Trotz des Kriegsdruckes war es eine fröhliche Hochzeit; und wenn die dem Ehepaar dargebrachten Wünsche nur teilweise in Erfüllung gehen, so wird durch die beiden das Geschlecht der Starken von Osterried in alle Zukunft fortgepflanzt.

---

## Gottes Streiter

---

Das Nachspiel der Orgel verklang; der Pfarrer Gotthold Engelbrecht verließ die Kanzel.

Er war so erschüttert, daß er in der Sakristei an der Wand lehnte und sich zu sammeln trachtete nach dem, was er erlebt und geredet hatte. All diese Gesichter, auf denen der gewaltige Ernst der Stunde sich spiegelte: als Verstörung, als Weihe, als Ergebung oder fester Entschluß! Und denen er Trost und Kraft hatte spenden sollen! So überwältigt war er gewesen vom Anblick derer, die sich Haupt an Haupt vor ihm drängten, daß er des geschriebenen Konzeptes seiner Predigt vergaß, daß, von der Macht dieser Stunde ihm eingegeben, andere Worte auf seine Lippen traten, Worte, die er nicht erdacht. Zum erstenmal ahnte er, wie den Aposteln geschehen sein mußte, da der Geist des Herrn mit fremden Zungen aus ihnen sprach. —

Gotthold Engelbrecht war ein Kind des langen Friedens. Der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 kam in den Gesprächen seiner älteren Bekannten vor als eine große Erinnerung. Als er selbst seine Militärzeit abgedient, hatte er an die Möglichkeit eines Krieges zuweilen gedacht; seither hatten Amt und Familie seine Gedanken weit davon abgewandt. Jetzt war das unsinnig Scheinende Wirklichkeit geworden; alle uranfänglichen Leidenschaften, die niedrigsten wie die größten, walteten frei.

Das Gefühl von alledem war vorhin, bei dem Gottesdienst für die hinausziehenden Krieger, über ihm zusammengeschlagen. Nun war Pfarrer Engelbrecht seiner selbst wieder Herr. „Wir müssen hindurch!“ — sagte er sich — „Gott wird mit uns sein.“

Er hatte den Beruf des Geistlichen aus innerstem Drang erwählt, um zu kämpfen für das, was ihm als wahr und ewig galt, gegen Irrtümer und Schwächen auf geistigem Gebiet. Heute, während er den Talar ablegte, gelobte er sich noch einmal kurz, ein treuer Streiter seines Gottes zu sein auch in dieser Zeit. —

Am Seitenausgang der Kirche erwartete ihn seine Frau. Ihr zartes Gesicht war gerötet, die Augenlider zumal. Sie griff schweigend nach seiner Hand und drückte sie in der ihrigen — so gingen sie still nebeneinander heim.

Unterwegs fragte er: „Hattest du die Kinder bei dir, Hilde?“ — „Ja, sie sind mit dem Mädchen vorausgegangen.“

Sie waren schon daheim und paßten den ankommenden Eltern auf. Das Töchterchen, rascher und lebhafter als der Knabe, lief dem Vater entgegen. „Sag doch, Vater, nicht wahr, wir gewinnen den Krieg?“

Der Vater strich ihr über den Kopf und bedeutete ihr: das könne niemand vorher wissen. „Aber du hast doch gesagt, Gott hilft uns gewiß.“

„Er kann auch helfen, wenn wir unterliegen, kann machen, daß aus Unglück Segen quillt. Nur müssen wir uns so halten, daß wir's verdienen; darauf kommt alles an.“

„Siehst du, ich hab's gewußt, wie es Vater meint," sagte der Knabe, ein etwas zartes und langsames Kind, zum Schwesterchen. Die ganze Tischzeit über haftete sein träumerisch glänzender Blick an des Vaters geneigtem Antlitz. Der sprach wenig, die Mutter desgleichen; in ihnen beiden hallte die Stimmung des Morgens nach.

Als das Mahl beendet war, folgte die Frau dem Manne in sein Zimmer. Er schloß sie stumm und fest in die Arme.

Sie hing einen Augenblick eng hingeschmiegt an ihm. „Ist es Sünde, sich an eigenem Glück zu freuen angesichts fremden Unglücks?" — flüsterte sie.

„Über Liebste! Wie du so etwas fragen kannst?"

„Dann bin ich sündhaft," sagte sie traurig. „Denn vorhin habe ich Gott gedankt, daß du nicht mit mußt." — Gotthold Engelbrecht schwieg.

An diesem Tage stand seine Türe selten still. Es kamen Gemeindefinder, ihm für die Predigt zu danken; Soldaten kamen, um Abschied zu nehmen und ihm ihre rückbleibenden Familien ans Herz zu legen. Als es spät auf den Abend ging, kam noch der letzte. Es war der Sohn einer wohlhabenden Handwerkerfamilie von strenger, etwas puritanischer Frömmigkeit; Pfarrer Engelbrecht pflegte lächelnd von ihnen zu sagen, daß sie geistlicher seien als er, der Geistliche. Der Sohn Matthias — er war seines Zeichens Elfenbeinschnitzer — trug schon die feldgraue Tracht; sie paßte nicht recht zu seinem versonnenen Grüblerantlitz.

Bei des Pfarrers freundlichen Grußworten verhielt er sich anfänglich still. Plötzlich fragte er in

einem kurzen trockenen Ton: „Herr Pfarrer, von Ihnen möcht' ich wissen, ob ich mit gutem Gewissen gehen darf?“

„Lieber Hähnel,“ sagte Gotthold verwundert, „Sie gehen ja den Weg der Pflicht.“

„Ja, Herr Pfarrer, meine Pflicht als Staatsbürger tu' ich — die schon! Aber auch als Christ?“

Der Pfarrer bedeutete ihm: freilich sei es christlich, der Obrigkeit gehorsam zu sein und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Jedoch Matthias Hähnels Augen behielten ihren seltsamen Zweifelblick.

„Alles recht, Herr Pfarrer. Aber wir sollen auch Gott geben, was Gottes ist. Und Gott spricht: Du sollst nicht töten — und im Evangelium steht: Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen.“

„Ziehen Sie denn aus als ein Kaufbold und Mörder?“ sprach Gotthold nachdrücklich. „Nicht vielmehr in der heiligsten Notwehr, die ein Mensch üben kann? Nehmen wir einmal an, unsere Regierung und unser Heer dächten zu christlich, um das Schwert zu ziehen, und ließen ergebungsvoll geschehen, daß der Feind, der nahe genug an den Grenzen steht, in unser Land hereinbräche! Dann würde das Blut aller Hingewürgten, aller, die da beraubt, geschändet und verstümmelt würden, Sie vor Gott verflagen wie jeden, der zum Schutze und zur Verteidigung hoher, ihm anvertrauter Güter säumig ist. Was hätten Sie also damit gewonnen? Wenn einmal in die sittliche Ordnung ein so ungeheurer Bruch kommt, ist es, leider! für den einzelnen unmöglich,

seine Hände und sein Gewissen völlig rein zu erhalten. Was nun die Verantwortung für den Weltkrieg betrifft, so schieben wir sie auf die Feinde, und sie schieben sie auf uns. Aber glauben Sie, glaubt ein strenger Christ, daß irgend ein Ding der Welt ganz ohne göttliche Zulassung geschieht?"

Matthias Hähnel schüttelte den Kopf. „Gewiß nicht! Es heißt doch, wir sollen jedes Übel empfangen als uns vom Herrn geschickt.“

„Nun denn: so nehmen Sie auch dies Ärgste als etwas, darum er weiß und das er geschehen läßt! Das Weshalb und Wozu ist uns Menschen verborgen; wir können nur unsere Pflicht erfüllen an dem Platz, auf den wir gestellt sind. Tun Sie dergleichen: tragen Sie tapfer Ihr Teil an Mühsal und Gefahr, beweisen Sie sich menschlich, wo immer es angeht, bringen Sie, wenn es Ihnen verhängt ist, Ihr Leben bereitwillig dar! Dann sterben Sie unbedingt als ein Christ im Soldatenrock.“

Des jungen Hähnel Stirn und Augen waren mählich heller geworden, während der Pfarrer sprach. „Es wird schon so sein,“ versetzte er aufatmend, „der Herr Pfarrer hat ja meistens recht. Damals, wie meine Schwester mit anderen Kindern ist konfirmiert worden, haben Sie auch so schön gesprochen; meine Mutter redet immer noch davon. Ich will alles gut merken, was Sie mir gesagt haben; und jetzt mach' ich meinen besten Dank und, wenn's Gott's Will' ist, hoff' ich auf Wiedersehn!“

Er schüttelte ein wenig linksich die Hand, die sein Seelsorger ihm bot, stand militärisch stramm und schritt sichtlich beruhigt davon. —

Gotthold Engelbrecht aber schlief unruhig in der darauffolgenden Nacht. Das Gespräch mit Matthias Hähnel hatte ihn erregt.

⊕

⊕

⊕

Die Erregung wich nicht mit Anbruch des Tages. Durch die vielfältigen Sorgen, die mancherlei Amtsgeschäfte der ersten Kriegswochen, zitterte sie hindurch.

Gotthold war ein Mensch, der alle äußeren Dinge mit einer gewissen Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln pflegte. Desto schwerer nahm er alles Innerliche: jede Möglichkeit eines begangenen Irrtums, jede Unklarheit über den zu gehenden Weg, jede noch so geringe Trübung des eigenen Bewußtseins.

Er hatte in der Unterredung mit dem Soldaten Hähnel nichts geäußert, das er nicht wirklich meinte und dachte. Wäre dies ihm widerfahren, so hätte er jenen noch vor seinem Ausmarsch aufgesucht und sich selbst berichtet. Also das war es nicht, was ihm im Sinne lag.

Kein Zwiespalt vermochte dem Pfarrer so schwere Stunden zu schaffen wie der zwischen theoretischer Überzeugung und praktischem Handeln. So weit als es möglich war, suchte er das, was er lehrte, an sich selbst zu verwirklichen. In seinem Amte wie in seinem Hause hatte er als oberstes Gesetz befolgt: *Übe stets das, was du von andern begehrt! Aber das, was du selbst nie tun würdest, mute es auch andern nicht zu!*

Es hatte viel Aufsehen erregt, daß er eines Tages den Karren mit zwei hochgetürmten Wäschekörben ziehen geholfen, den ein armseliges, schwäch-

liches Weiblein nur mühsam von der Stelle brachte. Damals, während sie einträchtig miteinander zogen, er, der Mann im schwarzen geistlichen Rock, und das Frauchen, das vor schämigem Geehrtsein in den Boden sinken wollte, hatte er sich so sicher und befriedigt gefühlt wie selten. Er hatte des Gaffens einiger Begegnenden nicht acht; er dachte nur: so würde Er es gewollt haben, Er, der Eine, der Vorbildliche! Der uns einander zu Brüdern und Dienern gesetzt hat!

Wer aber Gebote verkündigte, die er selbst nicht wenigstens annähernd hielt, wer von andern forderte, was er nicht auch zu tun strebte, war inwendig unwahr. So dachte Gotthold Engelbrecht. —

Die Kirche wimmelte allsonntäglich von Andächtigen in dieser Zeit. Und der Pfarrer stand auf der Kanzel und sprach in Worten, die heiß und unmittelbar aus seiner Seele quollen, über das, was jetzt vor allem not sei: Selbstverleugnung, freudiger Opferwille, Hintansetzen der eigenen Wohlfahrt. Denn „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“

Da war es, als säße hinter ihm ein kleiner, schadenfroher Dämon, der ihm zuraunte: „Ei, wenn das so köstlich ist, alles hinzugeben, das Leben sogar, warum tuft du nicht desgleichen? Andern predigen ist leicht; ihnen das Beispiel der Selbstopferung geben, ist schwer.“

Gotthold Engelbrecht ließ es nicht beim Predigen bewenden: er suchte um eine Stelle als Feldgeistlicher nach. Das Regiment, das sonst in der Stadt

lag, war jedoch bereits versorgt mit geistlichem Beistand; und während Gotthold sich anschickte, sein Heil anderwärts zu versuchen, kam unendlich Vieles an ihn, das für den Augenblick vorging. All das leibliche und geistige Elend derer, deren Söhne, Gatten, Väter draußen standen im Krieg oder als Zivilgefangene zurückgehalten wurden in Feindesland! Bisweilen stimmte er seiner Frau zu, die es ihm aussprach, wie notwendig er der Gemeinde sei, gerade jetzt, so notwendig wie einer der Seelsorger im Feld. Dann wieder beschlich ihn der Gedanke, daß er zwar an Mühe und Arbeit sich jedem der Hinausgezogenen vergleichen konnte, nicht aber an Entbehrungen, an grauenhaftem Erleben, an Gefahr. Es erschien ihm als ungerechte Teilung, daß seine Brüder vor Gott Lasten trugen, die er nicht mittrug.

Zum ersten Male ging ein Riß durch die Einheit seines Lebens, seiner Überzeugung. Ein Widerspruch zwischen Lehre und Handeln tat sich auf. Er segnete die, so da auszogen zum Kampfe, nannte von der Kanzel den Krieg einen heiligen Krieg und pries die Gefallenen selig. Wenn irgend ein Zweifel in seinem Herzen gewohnt hätte, während er so sprach, wenn er damit nur der allgemeinen Stimmung hätte zu Willen sein wollen, so war seine Rede Lüge und Gleisnerei. Mit aller Strenge prüfte er sich daraufhin, ob es so sei, und ob er insgeheim gesündigt hätte wider den heiligen Geist. Aber er durfte sich freisprechen; denn jedes Wort war seiner innersten Überzeugung entsprungen. Dann blieb nur die Frage: Warum besiegelte er seine Überzeugung nicht durch die Tat? Warum zog er nicht mit hinaus?

Nicht als Feldprediger nur — nein — fast erschraf er vor dem mächtig aufschwellenden Wunsch: als Kämpfer!

Als gewöhnlicher Streiter, wie die Hunderttausende anderer.

Er sah ein Unrecht darin, verschont zu bleiben. Was man für wahr erkennt, dafür muß man Zeugnis ablegen mit jedem Opfer, auch mit dem des Lebens. Oft hatte er andere vor der Überschätzung des eigenen Lebens und Wohlbefindens gewarnt da, wo es Größeres und Allgemeineres galt. Warum durfte er nun nicht sich selber darbieten, da die Sache des Opfers würdig war?

Die Antwort lautete einfach: Weil nach altem Herkommen die Geistlichen vom Kriegsdienst befreit sind. Einem „Diener am Wort“ — wie sein Stand seit deutscher Vorzeit geheißen hatte — geziemte das Waffenhandwerk nicht.

In diesem stillschweigend zum Gesetz erhobenen Brauch verbarg sich die Meinung, die er Matthias Hähnel ausgerebet hatte und in seinen Predigten widerlegte. Die Meinung, daß Kampf und Krieg in jedem Falle der Lehre Christi entgegen, also unchristlich sei.

Genau betrachtet wären die stehenden Heere und die Heranziehung jedes gesunden Mannes zum Heeresdienst dann schon zu tadeln. Denn die militärische Ausbildung im Frieden geschah im Hinblick auf den Krieg.

Aber Josua und David und Judas Makkabäus waren gebenedeite Helden vor Gott. Und der Hauptmann von Kapernaum war in der Gnade des Herrn.

Pfarrer Engelbrecht hatte klar im Gedächtnis, was Luther und andere Reformatoren geschrieben hatten zur Verteidigung des Krieges. Warum dann stand es dem heutigen Geistlichen nicht an, Soldat zu sein? —

Gottholds Gedanken bewegten sich in einem Kreise, der sich enger und enger um ihn schloß.

Eines Tages besuchte ihn ein Amtsgenosse von auswärts, um über Abhilfe irgend eines besonderen Notstandes mit ihm zu beraten. Gesprächsweise warf Gotthold, wie im Scherz, die Bemerkung hin: „Wir sollten eigentlich auch hinaus.“ Der geistliche Besucher lächelte: „Ja, das schießt sich nun einmal nicht für unsereinen. Unser Schlachtfeld ist daheim; da braucht man auch Leute!“ Damit kehrte er zum Gegenstand der Unterredung zurück. Nur beim Fortgehen sagte er der Pfarrerin, die ihn zum Kaffeekaffee dabehalten hatte, ein Neckwort über ihren Mann, der durch die ersten Siegesbotschaften ganz kriegerisch erregt scheinend und am liebsten mitmöchte. Unwillkürlich sah Gotthold seine Frau an, aber sie blieb unbefangen und stimmte in den heiteren Ton. Wie war es möglich, daß sie nicht empfand, was in ihm vorging!

Es war immer sein heimlicher Stolz gewesen, daß seine Ehe den höchsten Einklang zweier Menschen darstellte. Mildes Feingefühl erriet das Ungesagte, kam ihm, wenn ihn nach Aussprache verlangte, auf halbem Weg entgegen. Wenn sie jetzt nichts gewährte von seinem Kampf, so war es entweder, weil sie, selbst eines Pfarrhauses Tochter, nicht zu fassen vermochte, daß es ein Hinausstreben gab über die

ehrwürdige Überlieferung. Oder: sie sah nicht, weil sie nicht sehen wollte. In der Selbstsucht ihrer Liebe hatte sie aufgejauchzt, daß sein Kleid ihn von der Einberufung ausschloß. Diese Gewißheit, an die sie sich festklammerte, machte sie stark inmitten verdoppelter Arbeitslast.

Und war er ihr denn nichts schuldig, für ihre Liebe, für die Tapferkeit, mit der sie so vieles trug und schon getragen hatte? Nach der Geburt des kleinen Mädchens hatte sie wochenlang zwischen Leben und Tod geschwebt; ein Herzübel, das damals zuerst aufgetreten war, erforderte umständliche Kuren, quälende Trennungen vom Gatten und dem ältesten Kind. Und Gotthold Engelbrecht wußte: was sie aufrecht erhielt in der langwierigen Leidenszeit, war nicht der Glaube allein, auf den jeder seiner Briefe sie verwies, sondern die Liebe zu ihm und der Wunsch, um feinetwillen gesund zu werden. Als sie ihm geheilt wiederkam, hatte er in seiner Seele das Gelübde getan, daß sie hinfort keine rauhe Stunde haben sollte durch ihn. Muß man an seinen Nächsten nicht getreu sein, eben weil es die Nächsten sind?!

Als Gotthold Engelbrecht sich einst nach einem der neu errichteten Lazarette begab, kreuzte seinen Weg ein Mann, dessen schwarzes Priestergewand länger war als das seinige. Gotthold kannte ihn von häufigem Sehen; der katholische Pfarrer zu Sankt Agathen war sein naher Nachbar und begegnete ihm besonders oft in dieser Zeit, da gleiche Sorge sie die gleichen Wege führte. Ihr Verkehr beschränkte sich auf ein paar gelegentliche Höflichkeitsworte; doch hatte das, was er von dem anders-

gläubigen Priester vernommen, Gotthold mit einer innerlichen Achtung erfüllt.

Der Pfarrer von Sankt Agathen trug am Arm eine violette Binde — das Zeichen der Feldgeistlichen. Unwillkürlich blieb Gotthold stehen. „Sie gehen dort hin, Herr Pfarrer?“

Der andere nickte bejahend. „Übermorgen.“

„Was sagt Ihre Frau Mutter?“ — Man wußte: des Pfarrers betagte Mutter führte ihm die Wirtenschaft.

„Etwas Angst hat sie schon. Die muß sie eben tragen wie alle Mütter, nach“ — ,nach dem Beispiel der heiligsten Schmerzensmutter‘ — hatte er sagen wollen. Vor dem Protestanten unterdrückte er das Wort.

„Ich könnte Sie beneiden,“ sprach Engelbrecht. — „Je nun,“ meinte der andere, „man nützt vielleicht draußen nicht mehr als hier.“

„Freilich — zumal, wenn man nicht Streiter sein darf.“

Er warf das Wort nicht absichtslos hin, vielmehr von einer seltsamen Neugier getrieben. Der hier ist nicht meines Glaubens; immerhin ist er Christ und Priester! Wie findet er sich ab?

Der andere versetzte gelassen: Ein katholischer Geistlicher, der sich aktiv an kriegerischen Kämpfen beteiligte, sei bekanntlich mit der Strafe der Irregularität bedroht. Dürften doch auch die Zöglinge der Priesterseminare sich im Zweikampf nicht schlagen!

„In dem Stifte zu T. . . , wo ich seinerzeit meinen Studien oblag, war uns jungen Theologen das gleichfalls untersagt. Die Anschauung ist also völlig die-

selbe. Dennoch: was täten beispielsweise Sie, Herr Pfarrer, wenn etwa versprengte Feinde eben dahin gerieten, wo Sie einem Verwundeten geistliche Tröstung spenden, und ihn mit greulicher Roheit überfielen?"

„Dann würde ich zunächst die Waffe der Ermahnung erproben.“ — „Und wenn sie nicht versängt?"

Auf dem klugen Gesicht des Pfarrers trat ein kennbarer Willenszug hervor. „Es kommt sicher bei allen Dingen auf die Meinung an, aus der sie geschehen. Wer Unrecht duldet, wird mitschuldig. Gott wird meine Meinung verstehen, wenn ich in meiner Gegenwart keine Sünde begehen lasse.“

„Gott befohlen, Herr und Stiefbruder!“ sprach Gotthold mit einer Anwandlung von Humor, während der andre höflich grüßend davonging. Der „Stiefbruder“, wie er ihn hieß, hatte ihm gefallen. Unter der langen Soutane hatte er deutlich einen markigen Mann gefühlt. —

Sonderbar, wie das, was sie sonst trennte, in dieser Zeit zurücktrat! Und erging es den Gegensätzen auf anderem Gebiete, dem Parteienhader und Klassenhaß, nicht ebenso?

Das Ziel des Krieges ist der Frieden. Seine erste Frucht war der Frieden im Innern; vielleicht daß auch der nach außen ihm entreift! Je mehr Gotthold diesem Gedanken nachsann, desto heller ward es in ihm. — Einer nur kennt das Ende, und er kann nicht wollen, daß es anders als gut sei. Ist aber das Ende gut, so mögen wir getrost den Pfad beschreiten, der uns zu ihm führt; es ist der rechte, selbst wenn er uns entsetzensvoll dünkt.

Die Leute des Lazarett's, das soeben die ersten Verwundeten aufgenommen hatte, meinten bei sich: Noch nie habe der Herr Pfarrer solch eine freundlich feierliche Miene gehabt. —

⊕

⊕

⊕

Gotthold Engelbrecht war sich klar, unerschütterlich klar: „Ich glaube, daß dieser unser Krieg nicht gottlos ist; also dürfte ich ihn mitsechten ebensowohl als andre dazu segnen.“

Ein kleines Erlebnis kam, das ihn eigen berührte. Matthias Hähnel schrieb aus dem Feld, um zu danken für Liebesgaben, die ihm die Frau Pfarrer geschickt.

Er berichtete, daß ihm neulich, bei der blutigen Erstürmung einer von den Franzosen besetzten Anhöhe, der Tod ganz nahe gewesen war. Eine Schrapnellkugel hatte ihn gerade in der Herzgegend getroffen, war durch den Waffenrock gedrungen, aber abgeprallt an dem Beutel, den Matthias unterm Rocke trug und der seine Uhr nebst Geldbörse enthielt. Die Uhr, durch den Anprall beschädigt, war stehen geblieben — Matthias Hähnel wollte sie nie mehr herrichten lassen, wie er schrieb. Sie sollte ihm zeitlebens ein Andenken wunderbaren göttlichen Schutzes sein, denn — das war der Hauptgrund seines Schreibens — er sehe nun wohl, wie der Herr Pfarrer recht gehabt hätte, und daß sein Tun Gott nicht mißfällig sei. Sonst hätte er ihn nicht so augenscheinlich behütet.

In der Küche des Pfarrhauses ward diese Beweisführung fast andächtig geglaubt. Gotthold runzelte die Stirn.

Seine Frau meinte beschwichtigend: eine gewisse

rührende Kindlichkeit stecke in Hähnel's Vertrauen. Festig widersprach der Mann.

„Es ist Selbstgerechtigkeit, Selbstüberschätzung. Ich bin in Gottes Huld und sein Lieblingskind; darum schützt er mich, während Tausende fallen oder verstümmelt werden! Solch ein Pharisäertum! Hat nicht beinahe jeder Kämpfer auf unsrer wie auf gegnerischer Seite jemand, der Gottes Schutz für ihn ersleht? Und die nicht erhört werden, dürfen sie deshalb an ihm verzweifeln? Ist der Tod des einzelnen ein Beweis dafür, daß er oder sein Volk unrecht hat? Dann müßten die ersten Christen an ihrem Glauben irre geworden sein, sobald sie sahen, daß Gott ihre Marterung und ihren Tod zuließ!“

Er schritt im Zimmer auf und ab, um die Erregung zu meistern, die wider Willen aus ihm hervorbrach.

„Als Gnade und Vorrecht sollen wir betrachten, wenn wir leiden und sterben dürfen für das, was uns das Heiligste dünkt. Jeder so Gestorbene ist eine Siegesbürgschaft; und selbst wenn sein Glaube irrt, bereichert sein Beispiel noch die Menschheit. Selig, wer seiner Überzeugung sterben darf!“

Die Frau saß unbeweglich, als wage sie nicht zu atmen; aber sie wandte kein Auge von ihm. In ihre Schläfen, unter deren durchsichtiger Haut man das blaue Geäder sah, stieg das Blut.

„Ich will nach den Kindern sehen,“ sagte sie plötzlich, stand rasch auf und verließ den Raum.

Der Mann hatte dessen kaum acht — so erfüllt war er von dem Einen.



Gotthold Engelbrecht erzählte in freien Stunden seinen Kindern viel vom Krieg. Er wollte nicht, daß sie verzerrte oder oberflächliche Kunde durch andere davon erhielten. Über hohe Verlustziffern der Feinde in Jubel auszubrechen oder sich über diese in törichten Schmähungen und Verkleinerungen zu ergehen, verwehrete er ihnen streng. Aber gern verweilte er bei der Schilderung von deutschen Heldentaten, von dem unermüdblichen Pflichtgefühl und Opfermut derer da draußen. Und von der Gleichheit aller in Not und Gefahr, von dem Kameradschaftsgefühl, das Hoch und Nieder verbindet. Wenn er das beschrieb, leuchteten seine Augen, und in seinem Ton war nicht nur Bewunderung, sondern eine unbezwingliche Sehnsucht. Er sprach zu seinen Kindern, wie von einer Höhe, die er nicht erreichen würde.

Der Kleine mußte das fühlen. Denn plötzlich sagte er: „Vater, möchtest du mit draußen sein?“

Gotthold zögerte kurz. „Ja“ — sprach er dann. Die Kinderaugen wurden groß. „Aber — kannst du denn nicht?“

„Sieh mal“ — er strich sacht über seines Bübchens Haar — „ich kann doch nicht so fort von der lieben Mutter und euch — und von meiner Gemeinde. Das sind doch alles Pflichten, die ich habe, Menschen, für die ich sorgen muß. Deshalb bleibe ich!“

Die kleine Elsbeth hatte währenddessen aufmerksam sein Gesicht beobachtet; nun rief sie in ihrer schnellen Art: „Aber neulich, in der Predigt, hast du gesagt: man darf nicht zurückschauen, wenn man die Hand an den Pflug legt — und unsre Soldaten sollen getrost hinausziehen, weil der liebe Gott bei

benen ist, die zu Haus bleiben. Dann wäre er doch auch hier bei uns."

Sie fühlen den Widerspruch! — dachte Gotthold. Es traf ihn wie ein Stich.

„Das ist es nicht allein," sprach er nachdrücklich. „Es schickt sich — es entspricht nicht der Gepflogenheit, daß Geistliche in den Krieg ziehen — als Soldaten, meine ich." Die Erklärung machte ihm Mühe. Die Kinder verstanden auch nicht, was eine Gepflogenheit sei; sie hielten sich an den Hauptpunkt. „Wäre es denn also unrecht, wenn du Soldat würdest?" fragte der Knabe.

„Nein — gewiß nicht. Nach meiner Überzeugung nicht."

Der frühe Scharfsinn des Mädchens hatte begriffen. „Laß Vater in Ruhe!" mahnte sie das Brüderchen. „Du siehst doch: es wird ihm schwer, weil er will und nicht darf."

Was selten geschah: Gotthold empfand es als Erleichterung, daß die Kinder sich fortstahlen und ihn allein ließen. Er atmete tief auf, da sie draußen waren. Wie schmerzlich der Seufzer klang, wußte er nicht.

Nun saß er an seinem Schreibtisch und verfaßte ein Empfehlungsschreiben für irgend eine Bedürftige, die auf Arbeit ausging. Plötzlich hob er die Augen unterm Zwang eines Blickes, der fest auf ihn gerichtet war. Vor ihm stand seine Frau.

Sie sah sehr schmal und blaß aus. Der schlanke Hals und das zartwangige Antlitz schienen von der Last des schweren Blondhaars wie bedrückt. Er hatte ihren Tritt nicht gehört, so still mußte sie hereingekommen sein.

„Gotthold,“ sagte sie, „nun weiß ich: du hast mich nicht mehr lieb.“

Vor Staunen über die Anschuldigung fand er kein Wort.

„Zum erstenmal in unsrer Ehe leidest du und läßt mich nicht teilnehmen daran. Weil du an kein Verstehen glaubst bei mir.“

„Nein,“ sagte Gotthold einfach, „weil ich dich liebe und dich schonen will.“ In ihre dunkel umrandeten Augen trat ein wehmütiger Spott. „Ach du!“

Sie zog sich einen Stuhl neben den seinen heran. „Meinst du wirklich, daß du dich vor mir verbergen kannst? All die Zeit her hab' ich mein Teil getragen und in mir gekämpft wie du. Aber ich war feig und redete nicht; ich hoffte: der Kelch sollte vorübergehen. Nun erst sehe ich: es kann nicht sein.“

„Wenn du mein Fortgehen meinst, Hilde, so hast du unrecht. Du weißt ja, ich bleibe hier.“

„Du bleibst als ein zweifaches Opfer,“ sagte sie, „mir zulieb und dem Herkommen, gegen deine Überzeugung. Ich war vorhin nebenan und hörte dich mit den Kindern reden. So darf es nicht weitergehen.“

Er leugnete nichts. Aber er streichelte ihre Hand und gab ihr zu bedenken, daß manche Sehnsucht ungestillt vorübergeht und keines Menschen Empfindung unfehlbar ist. Er lasse gern dahingestellt, ob sein Recht stärker sei als das ihre an ihn und ein durch Überlieferung geheiligter Brauch. Während er sprach, glitt über das blasse junge Antlitz ein schöner verklärter Schein; sie schüttelte sacht den Kopf.

„Nein, Lieber! In zehn glücklichen Jahren hast



Seine Züge waren ruhig, seine Stimme war klar.

„Meine liebe Gemeinde, es ist nicht Gleichgültigkeit, die mich fortgehen läßt. Denn Gott weiß: ich löse mich schwer von euch.

„Es ist auch nicht Hochmut oder Ehrsucht; denn auf meine kleine Person kommt es sicher da draußen nicht an, und es wird wenig Unterschied machen, ob ich mitstreite oder nicht.

„Aber es ist um der Wahrheit willen, daß ich gehe. Ich habe diese Jahre her getrachtet, in Wahrheit vor euch zu wandeln, und will es auch jetzt.

„Die Sitte, kein Gesetz, verbietet uns Geistlichen die Teilnahme an Kampf und Krieg. Zum erstenmal in dieser Zeit habe ich der Berechtigung dieser Sitte nachgedacht. Ein tiefer christlicher Kern steckt in ihr; denn die meisten Tödel dieser Welt sind nicht derart, daß ein Verkünder von Gottes Wort sich tötlich daran beteiligen kann ohne Schaden seines Gewissens.

„Von diesem Krieg aber sagen wir: er ist notwendig, er geht um unser Alles und Höchstes. Auch wir Pfarrer sagen das und zwar aus Überzeugung; wir ermutigen unsere Krieger und loben sie. Wenn in unserm Innern der Hintergedanke schlummerte: ‚und unchristlich ist es doch!‘ so dürften wir das nicht tun. Ich an meinem Teil habe stets geglaubt und darnach gehandelt, daß, was einem Geistlichen nicht ansteht, dem Christen überhaupt nicht ziemt. Ihr kennt mich als Gegner des Zweikampfs, als einen, der bei jedem Zwist zum Frieden und zur Versöhnlichkeit unter euch geredet hat. Das alles ist nun anders geworden: ich habe jedem, der eine Waffe

tragen konnte, zugerufen: ‚Geh mit! Zieh in den Krieg!‘ Und währenddessen ist mein Entschluß gereift: ich will nichts Besseres denn meine Brüder sein!

„Ich will kein Standesvorrecht, das mir Sicherheit verbürgt. Ich will wie der letzte Soldat im Schützengraben hungern und frieren, von meinen Lieben getrennt und in Todesgefahr sein. Nicht um des geringen Nutzens willen, den ich damit stifte, sondern um des Beispiels willen, und damit meine Lehre durch die That erwahrt wird. Ihr sollt nicht sagen dürfen: unser Pfarrer bleibt daheim, der hat es gut! sondern: unser Pfarrer dient wie unsereiner nur dienen kann!

„Kehre ich wieder, so werden wir dadurch enger denn je verbunden sein. Wenn ich aber nicht heimkomme, so sei Gott mit euch!“

In der Kirche war es lautlos still gewesen; nur viele gesenkte Häupter sah man! Mählich hob sich ein leises Schluchzen unter den Hörern, den Frauen zumal; sie standen auf, die ganze Gemeinde, und die Tränen rannen ihnen die Wangen herab.

Sie weinten nicht nur wegen seines Fortgehens. Sie weinten, weil sie stolz waren auf ihn.

⊕

⊕

⊕

Gotthold Engelbrecht hatte sich nicht zu viel zgetraut, soweit es ihn leiblich betraf. Er ertrug die Anstrengungen, die Entbehrungen mit der Kraft seiner jugendlichen Mannheit. Aber was er sah und hörte, ging fast über seine seelische Kraft.

Bilder des Verderbens und Entsetzens, Bilder, die an Hölle und Fegfeuer gemahnten, vor deren

Unblick starke Männer in nervöses Weinen oder plötzliche Geisteszerrüttung verfielen! Während Gotthold sich äußerlich mit den andern durch all das Grauen hindurchfocht und seine soldatische Schuldigkeit tat, war in ihm ein verzweifeltes Ringen, dem er zu erliegen drohte. Habe ich nicht doch geirrt? Muß sich, wer Christi Namen bekennt, nicht schauernd abwenden von diesen Greueln, gleichviel zu welchem Endzweck sie geschehen?

Sein Glück war, daß eine Art Betäubung ihn überkam, in der seine Beobachtung sich abstumpfte. Als er langsam wieder zu sehen begann, da fielen kleine Züge ihm auf unter dem kriegshart gewordenen Volke, die ihm zu Herzen gingen. Da war ein stämmiger Musketier, der nach Erstürmung eines feindlichen Schützengrabens mit einer Hand sich ein Tuch auf die stark blutende Nackenwunde drückte, mit der andern einem gefangenen Franzosen — vermutlich dem, der ihn angeschossen — sein Zigarrentäschchen hinhielt. „Da, armer Tropf, Rauch eine!“ Und ein andrer, den man nach einem Gefecht verwundet vom Felde auflass, erzählte, wie ein gleichfalls verwundet neben ihm liegender Franzose sich das Halstuch abgerissen hatte, um ihn, den Deutschen, damit zu verbinden. Gotthold sah deutsche Soldaten, die ihre Ekration redlich mit notleidenden Dorfbewohnern teilten; er sah französische Frauen, die neben den Gräbern ihrer Gefallenen auch die der Deutschen schmückten. Da ward er ruhig und getrost; er fühlte: der ewig Lebendige ist überall, auch hier! Er läßt das Menschliche im Menschen nicht untergehen.

Viele Amtsbrüder traf er an, die bei den

Kämpfern und in Feldlazaretten unermüdlich ihres Amtes walteten, oft unter eigener Gefahr. Eines Tages kam über ein Blachfeld hinter den Gräben, das noch nicht außer Treffweite der feindlichen Artillerie lag, ein Feldgeistlicher dahergesprengt — Gottbold erkannte ein Gesicht von daheim. „Herr Pfarrer!“, rief er laut und freudig. Der Pfarrer von Sankt Agathen saß stramm zu Roß, als der Abkömmling eines alten Bauerngeschlechtes, der in jungen Jahren manch ein Pferdlein getummelt hatte. Er bog sich vor nach dem Rufer im feldgrauen Waffenrock und stuzte, da er den „Stiefbruder“ erkannte, wie Gottbold ihn einst genannt. Aber sogleich glänzte ein gutmütiges Lächeln über sein Gesicht, mit gestrecktem Finger deutete er auf sich und jenen. „Ecclesiae militantes!“ rief er launig und stob davon; denn er hatte Eile, da es zu einem Sterbenden ging. Gottbold Engelbrecht aber lächelte über das doppelsinnige Scherzwort, lächelte zum erstenmal im Krieg.

Er erwähnte der Begegnung auch in dem Briefe, den er seiner Frau daheim schrieb. Anfänglich, in den schweren ersten Wochen, hatte er ihr nur kurze Zettel und Karten gesendet, damit sie nicht herausfühlen sollte, wie es um ihn stand. Nun aber der der Mut ihm wiedergekehrt war, schrieb er ihr lang und ausführlich: von allem, was er erlebt und was ihn innerlich aufgerichtet hatte. Er dankte ihr heiß und innig für alles; denn sein Erleben war ihr Verdienst, da sie ihn freiwillig von sich gelassen hatte, während er noch zauderte, ihr das anzutun. Von den Kameraden im Schützengraben, den seine Kompanie nun bezogen hatte, schrieb er ihr. Nach dem

Pfarrer von Sanct Agathen hatte er hier noch einen Bekannten getroffen. „Stell dir vor: der Matthias Hähnel ist da! Er hatte große Freude, mich wiederzusehen, ich desgleichen. Denn er ist in sichtlicher Veränderung begriffen: freier, frischer, jugendlicher als er sonst war. Hauptsächlich aber hat er von seiner mich oft verdrießenden Selbstgerechtigkeit verloren, glaubt nicht mehr, daß der Vater im Himmel ihm eine besondere Tugendprämie schuldet, sondern ist einfältiger und dankbarer geworden. An allen tiefer Gearteten merkt man hier solche Entwicklungen, während die Hohen nur verrohter werden. Was sich zumal steigert — ich sehe es an mir und den andern — ist das Gefühl vom Wert des Daseins, so paradox das klingt. Ein junger Leutnant ist hier, der ehemals seiner Mutter durch lockeres Leben manchen Kummer bereitet hat und ihr nun fast täglich schreibt, um ihr einstweilen mit Worten zu vergüten, wie er künftig hofft, es mit Taten zu tun. Wer dieser Feuertaufe entrinnt, wird ein neuer Mensch. Ich selbst habe nie so sehr zu leben gewünscht und mich auf das Dasein nach dieser Zeit gefreut wie jetzt.“

Mit vielen zärtlichen Grüßen an sie und die Kinder schloß er den Brief. Es fröstelte ihn. Etwas kalt war es schon im Unterstand des Schützengrabens, wo er geschrieben hatte.

Seine Gedanken nahmen einen andern Lauf. Sie wandten sich der bevorstehenden Weihnachtszeit zu: wie er seinen Leuten das Weihnachtsevangelium lesen und ausdeuten wollte. Gerade die zum Teil Todgeweihten sollten wissen, daß der Herr des Lebens auch zu ihnen komme.

Plötzlich ein schrilles Klingeln, durch den ganzen Graben vernehmbar. Telephonische Meldung: die von drüben greifen an! Sie sind schon am vordersten Graben!

Im Nu ist alle Mannschaft auf den Füßen, kampfbereit! Kommandorufe — Geknatter von hüben und drüben — sie stürmen aus der Deckung vor.

Gotthold Engelbrecht ist mitten darunter, hält die Waffe fest umspannt, sieht schon rechts und links Getroffene hinsinken. Mechanisch, wie im Fieber, wiederholt sein Hirn noch, was er zuvor gedacht — Ehre sei Gott in der —! Hei, wie das knallt und pfeift! — und Friede auf Erden — das galt ihm! — Friede —

Einen starken Schlag spürt er — spreizt die Hände aus — taumelt — stürzt — — — — —

⊕

⊕

⊕

Brief des Soldaten Matthias Hähnel an Frau Pfarrer Engelbrecht.

Sehr geehrte Frau Pfarrer! Wenn auch gewiß schon vom Regiment aus an Frau Pfarrer geschrieben wird, möchte doch auch ich nicht unterlassen, mit tiefem Schmerz zu melden, daß unser lieber Herr Pfarrer vorgestern den Heldentod erlitten hat. Es war bei einem mörderischen Gefecht, wo die Franzosen und Engländer uns einen Schützengraben weggenommen haben. Aber wie der Herr Pfarrer fiel — es hat ihn jedes so gern gehabt — da wurden wir alle so wütig; und der Herr Leutnant von unserm Zug, der auch so an ihm gehängt ist, hat geschrien: „Drauf und dran, wir müssen ihn rächen!“ Da sind wir drauf wie die Wilden und haben die andern

zurückgeworfen und unsern Graben richtig wieder erobert. Heute war nun die Bestattung und ist große Trauer gewesen; und ich weiß es, weil ich doch ein Glied seiner Gemeinde war, daß wir so einen Herrn Pfarrer unser Lebtag nicht mehr bekommen. Man meint ordentlich, daß man kein Recht zum Leben hat, wenn es so die Besten trifft! Es ist der einzige Trost, daß es so der Wille der göttlichen Vorsehung gewesen ist und man dawider nichts machen kann, wie Frau Pfarrer gewiß auch einsieht und sich mit den lieben Kindern hinein ergibt. Der liebe Gott wolle Ihnen beistehen und Kraft und Geduld verleihen, womit ich vielmals grüßend bin

Ihr betrübter und dankschuldiger  
Matthias Hähnel.

# Wehrkraft

---

Überall im Gewühl der Stadt, vor den Pforten der öffentlichen Gebäude, auf dem von abreisenden Soldaten überfüllten Bahnhofs, sah man sie. Auf Schritt und Tritt begegnete man den halbwüchsigen flinken Gestalten in strammer Haltung, zu Rad, zu Fuß. Die Wehrkraftjungen.

Sie waren die unverdrossenen Botengänger des Roten Kreuzes, der Lazarette, der Wohlfahrtsausschüsse. Rotwangig und entschlossenen Blickes tauchten sie auf inmitten der Massen tiefernster sorgenvoller Menschen, die ihr Denken noch nicht eingestellt hatten auf die Tatsache: Wir leben im Krieg! In einem Weltkrieg!

Von den alten Einwohnern, die der Wehrkraftbestrebung wie allen ähnlichen neuzeitlichen Gründungen mißtrauisch gegenüber gestanden hatten, ward mancher bekehrt. Manche bekümmerte blasse Frau lächelte matt, wenn ein paar der eifrigen Kerlchen an ihr vorbeisauften: „Nett san's, die Wehrkraftbuben! Der Meinige is aa dabei.“

Sie hatten bisher nur den Zweck eigener Abhärtung und Disziplin im Frieden gekannt. Seit Beginn des Krieges standen sie im Dienst der Stadthilfe und waren ein kleines treibendes Rad in der großen vaterländischen Organisation. Jeder strebte die ihm erteilten Aufträge gut auszuführen und die

gelbe Armbinde zu erlangen, die den als verlässlich Befundenen verliehen ward.

Noch hatten sie sämtlich Ferien, konnten sie nicht besser nützen, als indem sie ihre Kräfte ganz der einen Sache widmeten, die über Nacht zu der alles verdrängenden Hauptsache geworden war.

Ein Zug der Wehrkraftjungen hatte draußen auf dem breiten Wiesensfeld, in der Nähe der Kasernen, ein richtiges Feldlager aufgeschlagen; straffe Zucht und Ordnung herrschte darin. Mit Genuß atmeten die Buben die nahe Kriegsluft ein, erzeugten den Soldaten jede Dienstleistung und fühlten sich geehrt durch ein anerkennendes Wort. Auf den Waffen und denen, die sie führten, stand jetzt alle Hoffnung; das wußten sie, das hörten sie täglich daheim. Wenn sie im Zuge aufmarschierten, suchten sie sich Haltung zu geben wie altgediente Truppen; dann klangen im Chor der hellen Stimmen alle Kriegs- und Vaterlandslieder, die „Wacht am Rhein“, „Deutschland, Deutschland über Alles“ und das neue, schnell heimisch gewordene:

„Gloria, Gloria,  
Gloria, Vittoria,  
Mit Herz und Hand — fürs Vaterland.  
Die Vögelein im Walde  
Die sang'n so wunder-wunderschön:  
In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiederseh'n.“

Die Stimme, die am hellsten und stärksten vor-tönte, das wußten alle: die gehörte dem Zeidner-Bestl.

Fünfzehn Jahre war der Bestl alt, ein schlanker

Bursch von sehnigem Körperbau, mit so dunklen Augen, daß sie gar nicht recht deutsch ausfahen. Aber der Bestl wäre jedem zu Leibe gegangen, der das gesagt hätte.

Der Bestl, richtig Sylvester Zeidner, war ein echter Bayernbub, geboren in dem alten Stadtteil zwischen dem Markt und der Hauptkirche, wild wie ein kleiner Teufel und dabei voll schämig versteckter Liebeswärme. Seine Mutter, die in ihren Einzigen schaute wie in einen güldenen Kelch, ward ihm nicht Herr; sein Vater war Reisender für ein größeres kaufmännisches Geschäft und öfters nicht daheim. Außerdem lebte er der Ansicht: an einem Buben dürfe man nicht in einem fort herumrörgeln und erziehen, sondern müsse ihn seine Hörnlein selbst abstoßen lassen.

Der also in Freiheit wuchernde Bestl hatte sich bei seinen Schulgenossen während der Spielstunden in Respekt zu setzen gewußt. „Der, wenn anfängt, der verhaut einen, daß 's aus is!“ lautete die Meinung über ihn. Aber er hatte sich „gefangen“, wie es im Volksmund heißt, seit er in die Reihe der Wehrkraftjungen getreten war. Sein Überschuß an Kraft und Temperament fand einen natürlichen Ausweg durch die Übungen im Freien; auch lernte er verstehen, was Gehorsam sei. Er brachte es sogar zum Halbzugsführer, hielt seine Gruppe in strammer Ordnung und seine Kommandorufe hallten klar und laut. Jetzt gar zeigte er sich unermüdblich wie einer.

Es gab auch Mädchen, die ihre Heimatliebe bekunden wollten durch die Tat. Die Annerl, die dem Hause von Bestls Eltern gegenüber wohnte, und noch

zwei Mitschülerinnen aus ihrer Klasse gehörten den „Pfadfinderinnen“ an, und die begnügten sich nicht bloß mit dem Stricken und Nähen daheim. Sie waren bereit, sich ebenfalls verwenden zu lassen im Dienst der Stadthilfe und boten sich den Wehrkraftjungen gelegentlich zu williger Handreichung an. Im allgemeinen ist die Meinung von heranwachsenden Jungen über Mädchen keine allzuhohe; der Westl namentlich erklärte: „Mit Weiberleuten hab' ich's nicht.“ Aber die gemeinsame Liebe und Pflicht, das Bewußtsein, Deutsche zu sein, band diese tatlustigen Kinder doch bald fest zusammen.

Der Nachbarschaft wegen begegneten Westl und Annerl sich öfter. Der Westl hatte schon immer seine Schulhefte gekauft in dem Laden von Annerls Eltern, einem sauberen kleinen Lädchen, wo allerhand Schreibgerät zur Schau stand: bunte Federhalter, Kästen mit vielfarbigem Briefpapier, drollige Tintenwischer und goldgeränderte Bildchen als Andenken der Firmung und des ersten heiligen Abendmahls. Auch Postkarten gab es zu kaufen; da sie alle sich nunmehr um den Krieg drehten, bildeten sie für Westl die Hauptanziehungskraft. Einmal, mit Annerl heimkehrend, traf er im Laden auch eine Verwandte ihrer Mutter, ein schwächtiges Persönchen mit kluger, spitzer Nase, das zum Kleidermachen in die Häuser ging. Das Annerl erzählte Westl mit Stolz, was für seine Damen die „Fräul'n Was“ als Kundinnen hätte: die Frau Professor drüben in dem großen Eckhaus, die Frau Kommerzienrat Wollmeder, die Frau Oberst Brüning —

Dem Westl gab es einen Ruck. „Die Frau Oberst

mit den graublonden Scheiteln? Die in der B.straße wohnt?"

„Ja, die! Kennst sie denn?“

Der Bestl reckte sich hoch. „Die! Aber das ist ja die Mutter von meinem Leutnant!“

Auch ohne die Silbe „mein“ hätte Bestls Ton genügt, um jedem klarzumachen, daß er von seinem liebsten Menschen sprach.

Der junge Leutnant Brüning mit den hellen Augen und der warmen Stimme war Zugleiter des Zuges von Wehrkraftjungen, dem Bestl angehörte. Er besaß einen Naturfönn, der auf jeder Ferienwanderung sich den Jungen mitteilte; er ging auf die Besonderheit der einzelnen ein, ohne daß die Ordnung des Ganzen je darunter litt. So hatte er es verstanden, ihrer aller unbegrenztes Vertrauen und zugleich ihren unbedingten Gehorsam zu gewinnen. Bestl zumal war ihm ergeben, wie nur in den Geschichts- und Sagenbüchern ein Lehnsmann seinem Lehnsheerren, ein Knappe seinem Ritter gewesen war. Gerade weil Bestls Natur und Erziehung ihm jeden Überschwang, jede rühfelige Geföhläußerung verwehrte, war die ganze Kraft dieses Geföhl nach innen geschlagen und im Inneren gewachsen. Bestl hatte seine Eltern auch gern — gewiß. Er wäre sich sündhaft vorgekommen, wenn nicht. Aber was ihn für den Heerren Leutnant erfüllte, war etwas ganz anderes, höheres, ihm selbst unerklärliches. Der Leutnant war sein Vorbild.

Da kam die Nachricht, die plötzlich auf die friedliche Welt kleiner Leute niederstieß, wie ein Habicht auf eine arglos pickende Hühnerschar. Die Nachricht: es gibt Krieg!

Zuerst hatte der Bestl, in der Prügelfreude eines richtigen Jungen, sie mit Hurra aufgenommen. „Die sollen nur kommen, die Lumpenbagasch! Denen schmeißen wir die Köpfe entzwei!“ Dann mit einmal war er still geworden. Es war ihm eingefallen: der Herr Leutnant mußte natürlich mit!

Einesteils war Bestl stolz darauf. Er hätte gar nicht gewollt, daß Deutschland gerettet würde ohne Mitwirkung seines Leutnants. Aber doch: ihn so lange nimmer sehen! Und gefaßt sein müssen, daß er verwundet würde oder gar — den Gedanken wies Bestl ganz von sich.

Es war der erste große Schmerz in Bestls Leben. Ein Schmerz, auf die seltsamste Weise vermischt mit einem Rausch von Jubel, Gehobenheit, Tatendurst. Er hatte mit Kameraden draußen gestanden in der hohen, von Rauch durchwehten, von Kriegsliedern ertönenden Bahnhofshalle! Auf den Waggontüren Inschriften, Karikaturen, die der Soldatenhumor daran getrizelt hatte! Aus den Waggontüren nickend, winkend lauter fröhliche, von Kampflust glühende Soldatengesichter! Und Bestls Leutnant war auch dagewesen, und Bestl und die andern hatten sich herangedrängt — „B’hüt Ihnen Gott, Herr Leutnant!“ — „Daß ma uns g’sund wiedersehn!“ — „Daß ’s Ihnen gut geht, Herr Leutnant!“ — Der Leutnant Brüning, der soeben von seiner Mutter und den Schwestern so heiteren Abschied genommen hatte, als ginge es nur zum Manöver hinaus, hatte plötzlich beim Anblick der Knabengesichter feuchte Augen bekommen. Und er hatte seine Hand, die Bestl gar nicht loslassen wollte, rasch zurückgezogen und dem Bestl nur stumm zugewinkt.

Nun waren zwei Wochen vergangen seitdem; und der junge Leutnant Brüning, der war tief in Feindesland.

Der Bestl sann Tag und Nacht, wie er seinem Leutnant nachfolgen könnte. Er redete von nichts anderm.

Seine Mutter ging in ihrer Not zur Mutter des Leutnants, einer freundlichen, früh verwitweten Frau. „Wenn halt gnä Frau meinem Buben einmal ins Gewissen reden taten! Ich werd' ihm nimmer Herr; er is rein aus'n Häusl.“

Also wurde Bestl zu der Dame geführt, in die Wohnung seines Leutnants. Er suchte mit den Augen überall umher, nach Dingen, die an den Entfernten gemahnten. Die Frau Oberst sprach ernst und liebevoll zu ihm, von seiner großen Jugend, von der Pflicht, den Eltern gehorsam zu sein. Der Junge verharrte anfänglich in scheuem Schweigen, dann hob er den Kopf und sagte leise: „Ich hab' so Zeitlang — nach meinem Herrn Leutnant.“

Es zuckte im Antlitz der Frau Oberst. Wie hilfesuchend sah sie auf den Mann ihrer ältesten Tochter, der soeben eintrat und alsbald Bestls Bekanntschaft machte. Er bewies dem Jungen klar und scharf, daß ein noch nicht einmal Sechzehnjähriger nirgends genommen werden würde, bei keinem Truppenteil. Und was denn die Herren Feinde denken mußten, wenn Deutschland Kinder zu Felde schickte gegen sie?

„Bleib du daheim, lern was und werd' ein tüchtiger Kerl für die Zukunft! Mit der Selbstzucht und dem Gehorchenkönnen fängt die Fähigkeit zum Soldaten an; das hat gewiß dein Leutnant euch auch gesagt?“

Bestl nickte.

„Siehst du,“ sagte die Frau Oberst und klopfte ihm auf die Schulter, „dann mußt du brav sein und ihm folgen. Ich will ihn grüßen von dir.“

Die drei Schwestern des Leutnants, die verheiratete und die beiden ledigen, waren auch sehr freundlich mit dem Bestl und schenkten ihm Schokolade. Sein wortfarger Dank wurde ausgeglichen durch die beredten Dankfagungen seiner Mutter, mit denen sie ihn hinwegnahm.

Noch auf dem ganzen Heimweg predigte sie in ihn hinein: „Siehst es, jez hast es g'hört und jez sei gescheit!“

Bestls Vater betrachtete die Sache viel gelassener. Er war der Ansicht: solche Umstände und Geschichten hätt' es nicht gebraucht. Der Bub hätt' schon von alleinig ein' Ruh gegeben.

Außerlich traf das zu. Bestl ergab sich. Aber was diese Ergebung ihn innerlich kostete!

Daß er des Nachts bisweilen weinte, durfte niemand ahnen. Er schämte sich der Tränen zu sehr. Aber auch die Träume und Phantasiebilder seiner stillen Stunden behielt er für sich. Sie drehten sich alle um die Heldentaten, die er hätte vollbringen mögen, mit seinem Leutnant und für ihn!

Draußen im jungen Wehrkraftlager schaffte er sich Luft, indem er alle an Tätigkeit überbot. Er kannte keine Müdigkeit. Wenn ein Ruf von irgendwoher erscholl, wenn es eine Nachricht zu bringen, die Spenden für eines der Lazarette abzuholen galt, war er der erste, allezeit voran. Zwischen ihm und der Annerl wob sich ein Band, weil sie, wenn auch

nur durch eine Verwandte, in Beziehung zum Hause seines Leutnants stand und wenigstens vom Hörensagen wußte, was für ein Mensch das war.

Die Annerl hatte durch ihre Base auch gehört, daß der Bestl nicht fort dürfte. Sie war dessen sehr froh und diente ihm um so williger als treuer Handlanger bei allem, was er unternahm. An Kraft erreichte sie ihn nicht; aber ein Paket zubinden und sauber einpacken verstand sie besser als er.

Einmal hatte sie es durchgesetzt, den Handkarren schieben zu helfen, auf dem der Bestl die geschenkten Wolldecken in eines der zur Aufnahme von Verwundeten bestimmten Schulhäuser fuhr. Als sie ihre Bürde im Hof abluden, sagte die Annerl: „Wie lang wird's noch hergehn, fangt die Schul wieder an.“

Bestl seufzte.

„Ja, freut dich das nimmer? Ich hab' gemeint, du lernst so gern?“

„Schwaß net so dumm daher! Wie soll einen 's Lernen und Stillsitzen noch freuen, wenn man doch hinaus möcht in den Krieg!“

„Aber 's Lernen is notwendig, wenn du was werden willst,“ sagte Annerl altkflug. „Dein Leutnant wird's auch gemußt haben.“

„Ja, der!“ Bestls Augen leuchteten. „Das war einer! All's hat er gemußt.“

Annerl hatte über den Leutnant Brüning nur Gutes vernommen. Jedoch sein beständiges Lob aus Bestls Munde verdroß sie. „Geh zu!“ machte sie spizig. „Der alleinig Gescheite wird dein Leutnant auch net sein. Da gibt's schon mehr solche.“

Bestl richtete auf die Lästlerin einen Blick, vor

dem Annerl eigentlich hätte zu Staub werden müssen: eine so vernichtende Verachtung lag darin.

„Jawohl,“ sagte er. „Das wirst grad du verstehen!“

Wie er das „du“ betonte!

Sie sprachen kein Wort mehr miteinander. Die Annerl machte ein gekränktes Gesicht. Dem Bestl tat es leid, daß er ihr nicht lieber ein paar Tüchtige heruntergehauen hatte. Aber freilich: die Annerl war nur ein Mädcl.

Der Annerl tat ihre geschnappige Rede auch leid. Sie wußte nicht recht, wie sie selbige gut machen sollte und sann darauf, dem Bestl irgend einen rechten Gefallen zu tun. Inzwischen fügte sie ihrem Abendgebet jedesmal die Worte hinzu: „Lieber Himmelvater, laß dem Bestl seinen Leutnant gesund heimkommen, ich bitt' dich recht schön!“

Ein paar Tage verstrichen, da kam Bestls Mutter in die kleine Stube von Annerls Mutter gestürzt, keuchend vor Aufregung.

„Ach lieber Heiland, is des was! So ein Unglück!“ Sie rang nach Luft. „Ja, was gibt's denn?“ fragte Annerls Mutter neugierig und teilnehmend.

„Der Herr Leutnant! Unserm Bestl sein Leutnant!“  
— „Ist er verwundet? Oder gefallen?“ — „Gefallen! — das heißt: ich weiß nicht, wie ich sagen muß. In Belgien, wie sie durch ein Dorf zogen sind, hat aus einem Fenster eine Weibsperson ihn erschossen.“

„Jesus!“ machte die Annerl, die herbeigekommen war und drängte sich mit großen Schreckensaugen an den Stuhl ihrer Mutter. Die schlug bekümmert

die Hände zusammen. „Was für Leut' gibt's auf der Welt!“

Bestls Mutter erzählte weinend, wie ihr auf dem Markt die alte Köchin der Frau Oberst begegnet sei und ihr alles gesagt hätte. Ganz verstört wäre die gute Person gewesen und hätte ihr noch aufgegeben, es dem Bestl und den andern Wehrkraftjungen zu sagen — sie hätten ihn ja alle so gern gehabt!

„Ich trau' mir net! Der Bestl, wenn's hört, weiß Gott, was der anstellt! Er ist imstand und tut sich was — er ist an dem Herrn Leutnant zu sehr gehängt. Was fang' ich an, Herrgott, was fang' ich grad an!“

„Wenn's ihm die Annerl sagen tät!“ — schlug die Nachbarin vor. „Sie hat einen Gang zu der Fräuln Bas'n, da kann sie leicht den Umweg machen übers Wiesenfeld, da wo dem Bestl sein Zug liegt. Ist er jetzt draußt?“

„Nein, er besorgt noch was. Aber gewiß kommt er bald hin. Wenn's ihm du zu wissen tust, Kind,“ sie wandte sich direkt an Annerl, „eine Staffel in Himmel tätst du dir bauen. Ich kann's auf Ehr nicht; mir tut's gar zu weh.“

Die Annerl sagte „Ja“ — die Tränen liefen ihr dabei übers Gesicht.

„Hoffentlich ist der Bestl nicht gar unfein mit dem Mäderl vor lauter Verdruß!“ sagte Bestls Mutter, da die Kleine ging. — „Ach, so Kinder haben immer Glück,“ versetzte Annerls Mutter zuversichtlich.

Annerl dachte unterm Gehen fortwährend das Eine, daß das Unglück nun geschehen sei und der

Himmelvater, trotz ihrer Bitten, es nicht verhütet hatte. Das tat ihr weh — aber am meisten leid war ihr um den Bestl.

An der nächsten Straßenecke drängten sich die Leute vor einem Telegramm, das soeben angeschlagen worden war. Eine Siegesnachricht — das Wort „Sieg“ war mit Riesenlettern gedruckt und stand auch auf allen Gesichtern zu lesen. Zu anderer Zeit wäre das kleine Mädel gleich gelaufen, die frohe Botschaft überall zu verkündigen; jetzt war sie zu betrübt. Still wand sie sich zwischen den Menschen, die sie stießen und überrannten, hindurch.

Im Lager der Wehrkraftbuben ging es geräuschvoll zu. Der Bestl war diesen Augenblick eingetroffen und hatte die neue Kunde gebracht.

„Ein großer Sieg! Bei Lannenberg! Wir müssen's fein den Leuten ansagen, daß sie Fahnen ausstecken; die denken womöglich nicht drauf! Mein Vater sagt: Anno siebzig hätt's länger angestanden bis zu die ersten großen Sieg!'“ Er war ganz aufgereggt; es dauerte lange, bis er die Annerl gewahr ward, die ihn zu sich winkte, abseits von den andern. „So, bist du auch da!“ machte er geringschätzig, folgte dem Wink aber doch.

„Ja, weißt, deine Mutter schickt mich; sie —“ Annerl stockte; sie bekam solche Angst.

„Was ist's nachher? Druck einmal los!“ forderte Bestl schneidig. Er glühte von Lust und Bewegung; die Augen funkelten ihm trutzig und frisch.

„Ich — ich soll dir sagen — Es ist was — mit deinem Leutnant —“

Bestls Züge veränderten sich jäh; sie wurden alt

und spitz. „Ist ihm was geschehen? ist er gefangen? Ist er —?“ Die Bestätigung dessen, was er nicht aussprechen wollte, las er auf dem traurig ihn anblickenden Kindergesicht. Da verlor er alle Beherrschung.

„Nicht wahr ist's! Er darf nicht tot sein — du lügst!“ schrie er die Kleine an.

„Ich lüg' nicht, du! Da drunten in Belgien hat eine auf ihn geschossen — eine Frau — vom Fenster aus.“

Ein Laut erstickter Wut — beide geballte Fäuste hebt der Bub schüttelnd auf.

„Die Bestien! Die verfluchten schuftigen Kanallien die! Meinen Leutnant —!“ Durch sein Wüten klingt Jammer: „Alle andern freuen sich über den Sieg, und er erlebt ihn nicht! Weil so ein elendes Weibstück ihn hinaufgeschossen hat!“ Das Mädchen bei den Handgelenken packend, preßt er sie mit so brutaler Kraft, daß sie ächzt vor Schmerz. „So seid ihr! So hinterrücks, so falsch, so gemein!“ — Doch die Annerl, die ganz weiß geworden ist, schaut ihn fest und zürnend an.

„Du bist gemein — viel schlimmer wie die Belgier. Die überfallen die Unsrigen, weil die halt ihre Feinde sind. Du machst's denen so, die dir's gut meinen.“

Da ließ der Bub sie los. Stumm wich er zurück.

„Alle Abend,“ sagte Annerl und rieb sich die mißhandelten Gelenke, „alle Abend hab' ich für deinen Leutnant gebetet — und du bist so! An dir hätt' er keine Freud' gehabt.“ Darauf wandte sie sich

kurz um und biß in ihre Schürze, damit der Bestl ihr Schluchzen nicht hören sollte.

Sie wollte gar nichts mehr wissen von ihm. Sie verhärtete sich absichtlich gegen das Mitleid, das er ihr dennoch einflößte. Wenn einer so böß sein kann. —

Er fühlte, daß er böß und ungerecht gewesen war. Das mit den Belgiern, die sich zur Rache befugt hielten, hatte ihn getroffen. Aber in dem Augenblick, da er das erfuhr, haßte er alle, die lebten, während der eine tot war. Und die Annerl haßte er, weil sie ihm die Nachricht gebracht hatte, und weil sie ein Mädel war, die gar nicht wissen konnte, was der Tote ihm galt.

Gegen das Zureden und Bedauern der Seinen wehrte er sich, abwechselnd verstockt und gereizt. Er war wie ein junges wundes Tier, das in seinem Schmerz nach der Hand beißt, die sich ihm entgegenstreckt. Sein Weh äußerte sich als Wildheit. Zum ersten Male empfand er die menschliche Ohnmacht vor der Unerbittlichkeit des Todes; zugleich erbitterte ihn maßlos die Art, wie er sein Idol verloren hatte. Nicht in ehrlichem Kampf zu fallen, sondern aus dem Hinterhalt erschossen zu werden, durch ein Weib! —

Bestl verlernte Schlaf und Lachen. Er magerte sichtlich ab.

Nach einer Woche etwa schickte die Frau Oberst ihre Nähterin, Annerls Base, die der Trauerkleider wegen nun täglich im Hause war.

Der Bestl sollte hinaufkommen! ließ die Frau Oberst sagen. Es sei ein Brief da von dem Herrn Leutnant selig — der ginge ihn auch an.

Die Bubenaugen weiteten sich groß. Ein plötzliches Rot stieg in das bläßlichbraune Gesicht. „Ja, ich komm'.“

„Schlecht schaut er aus, der Bub,“ sagte die scharfblickende Base. „Grad wie die Annerl, die nimmt sich's auch so zu Herzen.“ Bestl horchte auf — das hätte er so einem dummen Ding wie der Annerl gar nicht zugetraut.

Andern Tages machte er sich auf den Weg zu seines Leutnants Mutter. Während er die Treppen hinaufstieg, mußte er denken, wie oft sein Leutnant sie starken fröhlichen Schrittes erklimmen hatte, immer zwei Staffeln auf einmal, so war sein Brauch! Ein gespenstisches Gefühl von der Gegenwart des Verstorbenen durchrann den Jungen; er wagte fast nicht zu klingeln und sprach, als er eingelassen ward, gedämpften Tones wie in einer Kirche.

Die Frau Oberst trug schon ganz schwarze Kleider, in denen sie lang und hager aussah. „Gelt, nun haben wir ihn verloren?“ sagte sie mit verweinter Stimme. Bestls Eltern hatten ihm daheim eingelernt, daß er sagen sollte: „Mein herzlichstes Beileid!“ — das fiel ihm nun nicht mehr ein. Er sagte nur: „Ja, Frau Oberst,“ und starrte auf den Kreppsaum ihres Kleides, immer bemüht, nirgend anzustoßen, keinen Lärm zu erregen in der Wohnung seines Toten.

„Ich wollte dir etwas zeigen.“ Sie ging und holte aus ihrem Schreibtisch ein Blatt Papier mit dem Feldpoststempel, das sie entfaltet ihm hinreichte.

Der Brief des Leutnants Brüning war später eingetroffen als die Todesmeldung, die der Regiments-

Kommandeur der Mutter gesandt. Zwei Tage vor seinem Ende war das Schreiben datiert; und er plauderte darin mit heiterer Ruhe von aller Entbehrung, allen Mühsalen, die er ausstand, ganz unpersönlich, wie wenn sie ihn nicht berührten. Eine Stelle des Briefes lautete: „Was Du vom Zeidner-Bestl schreibst, hat mir viel Spaß gemacht; das ist ein lieber Kerl! Grüß ihn von mir, sag ihm, er soll nur recht an sich arbeiten, damit er mal ein richtiger Mann wird. Und Geduld soll er haben; die Zeit, sich zu bewähren, kommt schon noch an ihn. Was die daheim gelassenen Schuhe betrifft —“

Nun ging der Brief ins Alltägliche, Familiäre über. Der Bestl las auch nicht weiter; sein Blick hatte sich festgesaugt an den paar Zeilen, die der zitternde Finger der Frau Oberst ihm gewiesen. Er prägte sich die Worte ein, um sie nie zu vergessen, um sie sich wiederholen zu können in jedem Augenblick des Tages, der Nacht. Die Worte, mit denen sein Leutnant zwei Tage vor dem Sterben noch seiner gedacht hatte.

Die Frau Oberst war bang gewesen vor einem Schmerzensausbruch, der ihr eigenes Weh erneuern würde. Aber Bestl schluchzte nicht; die Tränen, die in seinen dunklen Augen standen, rollten nicht herab.

Ganz steif, militärisch, stand er vor der Frau im schwarzen Gewand. „Ich sag' vergelt's Gott, Frau Oberst,“ brachte er heiser heraus.

Ihre kalte Hand legte sich einen Augenblick in die seine. „Du und die andern, ihr sollt später noch kleine Andenken an ihn haben,“ sagte sie müd. „Wenn ich erst dazu komme, an seine Sachen zu

rühren. Jetzt kann ich's nicht. Geh — und sei brav!"

Er ging. Eine Sehnsucht nach Hause erfüllte ihn plötzlich. Weil er unter den Wehrkraftlern doch nicht zeigen konnte, wie weich ihm zu Mut war. Ganz anders als vorher — wie wenn man vom Friedhof kommt. Nur Mitleid und Ehrfurcht waren in ihm; sie übertäubten sogar den Wunsch, seinen Leutnant blutig zu rächen.

Da er in die Nähe seiner elterlichen Wohnung gekommen war, tauchte aus dem Schatten irgend eines Hauses ganz unverhofft eine kleine Gestalt. „Annerl!"

Er sah gleich, daß sie wußte, wo er gewesen war, und daß sie ihm aufgepaßt hatte. Zu anderer Zeit würde er ihre Tröstabsicht schroff zurückgewiesen haben. Jetzt aber —

Sie hielt Schritt mit ihm. „War's schön, was dein Leutnant geschrieben hat?" fragte sie scheu.

„Sehr schön! So schön, daß man's nie vergißt."

„Gelt, da bist du doch froh? Samt allem Unglück?"

„Schon," nickte Bestl ernsthaft. Es war freilich ein andres als Freude, was er empfand. Es war, wie wenn sein Leutnant ihm noch einmal lobend und aufmunternd über den Kopf gestrichen hätte, mit der Hand, die Bestl damals beim Abschied nicht loslassen gewollt.

Ganz fest hatte er sich vorgenommen, von jetzt ab ein richtiger Mann zu sein. Das war die Art, auf die er seinen Toten ehren wollte.

Ein richtiger Mann muß mit Schwächeren lind

umgehen. Und jedes Unrecht, das er begangen hat, bald gut machen. Darum hielt Bestl der Annerl die Hand hin. „Gelt, du tragst mir's nicht nach, daß ich neulich so grob war mit dir?“

„Nein,“ sagte Annerl, „gewiß nicht. Ich hätt' auch mehr Verstand haben sollen — wo ich doch gesehen hab', du bist vor Schreck nimmer bei dir?“

Sie kramte in ihrer Rocktasche — „und deszwegen hab' ich dir auch was gebracht.“

Er starrte verwundert auf das blanke Geldstück, das sie in flacher Hand ihm hinhielt. „Was meinst damit?“

„Schau her, das ist in meiner Sparbüchse gewesen, seit meinem Namenstag. Jetzt hab' ich gemeint: Du sollst deinem Leutnant Messen lesen lassen dafür. Oder einen schönen Kranz schicken, nach Belgien, aufs Grab.“

Er schob die Münze sacht zurück. „Behalt's! Weißt: Kranz bringen wir jetzt für gewiß keinen hinaus. Und Messen braucht mein Leutnant keine. Die fürs Vaterland fallen, sagt meine Mutter, die kommen von Mund auf in Himmel.“

„Nachher,“ sagte Annerl entschlossen. „Nachher gib's den Verwundeten. Die können's brauchen; denen gibst's, im Namen von deinem Leutnant.“

„Richtig!“ Er ward ganz eifrig bei dem Gedanken. „Arg brav ist das von dir; gleich wollen wir's tun.“

„Da hat dein Leutnant dann eine rechte Freud. Wenn er doch im Himmel ist, sieht und weiß er ja alles was geschieht; und so was gefällt ihm dann.“

Bestl staunte förmlich. Was für Einfälle die

Annerl hatte. Eben das sprach sie aus, was er vorhin zu spüren vermeint: das Mitwissen und die Gegenwart seines Toten. Nun verzieh er der Annerl auch, daß sie ein Mädel war.

„Das hab' ich gar nicht gedacht,“ sagte er, „daß du doch so gescheit bist.“

Vertraulich nahm er sie bei der Hand und drückte die ihre ein wenig zwischen seinen harten Buben-  
fingern.

Sie empfand es mit Stolz, daß er sie nun wirklich als seine Kameradin ansah. Ganz fest setzte sie sich vor, es auch immer zu sein, in jeder Betrübniß und Fährlichkeit.

So gingen die beiden deutschen Kinder getrost und einig der Zukunft entgegen.

## Friedrich der Römer

---

Seit beinahe fünf Jahren war Johann Friedrich Holtmann in Rom. Und er glaubte es manchmal noch nicht, daß er wirklich da war. Daß das Verlangen eines ganzen Lebens sich ihm erfüllt hatte!

In einer deutschen Provinzstadt aufgewachsen, hatte er Italien nur aus Abbildungen, aus Schulstunden und Büchern gekannt. Aber mit dem Erwachen seiner Seele regte sich, noch traumhaft, der Wunsch, die Stadt, das Land zu sehen, die weder sein Vater noch irgend ein Glied seiner Familie je gesehen hatte.

Er war als Knabe eine Zeitlang kränzlich gewesen und während dieser Zeit mehr verhätschelt worden, als im Hause sonst Brauch war. In einsamen Stunden verschlang er jeden ihm zugänglichen Lesestoff und baute sich aus Gelesenem und Gedachtem eine innere Welt, die zu seiner Umwelt in völligem Gegensatz stand.

An seiner Umgebung mißfiel ihm alles. Der bürgerliche Zuschnitt des Elternhauses, die zumeist neuen, langweilig regelmäßigen Straßen seiner Geburtsstadt, das Wichtignehmen des lieben Nächsten und der alltäglichen Dinge. Die hauptsächlichsten Gebäude seiner Nachbarschaft waren eine Fabrik und eine Kaserne. — Beides stieß ihn gleichmäßig ab.

Der Heranwachsende las Winckelmann und Goethes italienische Reise. Seiner Studentenbude kahle Wände

waren geschmückt mit Radierungen und Photographieen antiker Kunstwerke, für die er den Kaufpreis sich vom Mund abgedarbt hatte. Denn Friedrich Holtmann war eines von fünf Kindern, die aus des Vaters kargem Beamtengehalt mühsam genug erzogen wurden. Seine Mutter behauptete von ihm: er begnüge sich nötigenfalls mit einem Stück trockenen Brotes, doch müsse es so fein als möglich angerichtet sein! Sie begriff, gleich allen übrigen, weder den Drang ihres Sohnes nach schöner äußerer Form, noch einen herrscherhaften Zug, der mehr und mehr an ihm hervortrat.

Er wurde einsam dadurch. Man verschrie ihn als hochmütig. Auf der Universität, wo er, neben klassischer Philologie, Ästhetik und Literaturgeschichte hörte, hießen die Kommilitonen ihn scherzhaft den „Einsiedlerkrebs“. Einer von ihnen kritzelte heimlich sein Bild ins Kollegienheft; Friedrich bemerkte es und verlangte die Zeichnung zu sehen, die der Urheber schämig lachend ihm darreichte. Es war kein Zerrbild, sondern zeigte des jungen Holtmann wenig vergrößerte Züge: die feste Stirn und scharfe Nase mit einem Lorbeerkranz darüber, dazu als Abschluß die Falten einer Toga. „Sie sehen so ausgesprochen römisch aus!“ meinte der Zeichner. Friedrich gab das Bildchen nicht mehr her; solche Freude hatte er daran. Ob wirklich der Geist den Körper beeinflusste?!

Er hatte früh den Weg zu den alten Klassikern gefunden, hatte einzelne Dichtungen von Catull und Prachtstellen des Sallust, dessen Stil es ihm angetan, mit Geschmack und nicht gewöhnlichem Formgefühl übersezt. Während er daran feilte, malte seine Phän-

tasie ihm die sonnenvergoldete Stadt der sieben Hügel, als Gegensatz zu der Heimat, deren kühles Licht und „spießige“ Gemütlichkeit, wie er es nannte, seinem Wesen nicht entsprach. Jeder tiefere Mensch hat ein Traumland. Das seinige hieß: Rom.

Die Übersetzungen erschienen da und dort gedruckt, später sogar als Sammlung und wurden rühmend besprochen, desgleichen die Aufsätze, die er gelegentlich in Fachzeitschriften veröffentlichte. Daß er eine gute Feder führte, war sein Glück; denn zur Gymnasiallaufbahn taugte er nicht; er besaß keine pädagogische Begabung. Auch die Versuche, die er als Hauslehrer machte, fielen mißlich aus — das eine Mal, weil er die Eltern seines Zöglings sein geistiges Übergewicht zu sehr hatte fühlen lassen, das andre Mal, weil die bleichsüchtige Haustochter sich in den — bereits anderweitig gebundenen — jungen Philologen mit dem strengen Medaillenprofil verliebt hatte.

Als er ziemlich spät — er war schon verheiratet — es durchsetzte, sich an der kleinen Universität zu habilitieren, wo er vordem studiert hatte, brachte er es nicht über drei bis vier Hörer und kam zu ihnen in kein persönliches Verhältnis. Die Gabe mündlicher Mitteilung lag nicht in seiner abgeschlossenen Natur; ihm war am wohlsten, wenn er an seinem Schreibpult sitzen und sich in eine Übersetzung oder eigene Arbeit versenken konnte. Ging er unter Menschen, so hatte seine Art leicht die Schärfe eines, dem es an Austausch und Gegenrede fehlt.

Er stand hoch in den Vierzig, war Titularprofessor ohne die Hoffnung, mehr zu werden, als das geschah, was sein Leben ummodelte. Seine Pate starb, ein

fäuerliches enges Geschöpf, das zeitlebens über Dürftigkeit geklagt und dem Vatersohn sein mühseliges Emporkommen mit nichts erleichtert hatte. Nun sie tot war, fand sich, daß sie im Besitz eines artigen Vermögens gewesen; und dies Vermögen hatte sie Holtmann vererbt, wohl minder aus Liebe als aus geschmeichelter Eitelkeit, weil er ihr, noch auf Betreiben seiner inzwischen verstorbenen Eltern, seine Habilitationsschrift gewidmet hatte — wahrscheinlich die größte Aufmerksamkeit, die ihr jemals zuteil geworden war.

Noch redete man von der plötzlichen Glückswendung — da erhielten die Teilnehmenden einen neuen überraschenden Gesprächsstoff. Friedrich Holtmann erklärte: er wolle fort! Seiner Tätigkeit entsagen! — in der er, wie man nunmehr fand, noch so viel hätte leisten können! Ein Mann, der noch nicht fünfzig zählte! Was wollte er denn mit den Jahren, die ihm blieben, mit all seiner Zeit und Kraft anfangen? — Nur den Wenigen, die ihm etwas näher standen, gab Holtmann Antwort darauf.

„Ich habe all die Zeit wie in der Verbannung gelebt. Ich hatte nicht die Möglichkeit, mir meinen heißesten Herzenswunsch zu erfüllen. Jetzt endlich kann ich's und will es, will mir genug tun, solange ich noch nicht mit dem Kopfe wackle. Ich gehe nach Rom!“

Die ihn kannten, verstanden das. Die ihm Fremder, das heißt die Mehrzahl, beklagten gefühlvoll, daß durch den Tod seiner Frau der Professor völlig von der Heimat losgelöst schein. Sie hätte vielleicht seinen Entschluß zu hindern vermocht; in jedem Falle wäre das unverhoffte Schicksalsgeschenk auch ihr zu gönnen gewesen.

Seit Jahresfrist schief Frau Juliane Holtmann draußen auf dem Friedhof. Sie war eine stille, schüchterne Frau gewesen, von der zarten Hübschheit, die rasch verblüht, wenn sie nicht Sonne genug hat. Ihr Mann hatte sie als Student kennen gelernt und damals auf seine Weise sehr geliebt; aber die Jahre des Aufeinanderwartens hatten die erste Glut gedämpft. Die Braut legte jeden übrigen Pfennig zurück, harrte, hoffte und grämte sich. Aber auch als sie endlich verheiratet waren, blieben im anmutigen Gesicht der jungen Frau die Sorgenfältchen und vertieften sich noch. Das scharf ausgeprägte Wesen ihres Gatten ließ keine gegenseitige Beeinflussung zu; sie fühlte, er sei das Eisen und sie der Ton. Sie gewöhnte sich, ihm immer nachzugeben — und je mehr seine Persönlichkeit erstarkte, desto mehr verblaßte die ihre. Noch einmal sah man sie so beglückt lächeln, wie in vergangenen Brauttagen: das war, als ihr Sohn geboren ward.

Von da ab hatte sie etwas befohlen, das sie mit all der brachliegenden Zärtlichkeit ihres Herzens umfaßte, das ihre Augen und tastenden Hände noch suchten, als schon der Tod an dies Herz trat.

Damals war Cäsar — so hieß er nach des Vaters Willen — schon Primaner, was nicht hinderte, daß er aufschluchzte wie ein kleines Kind und sich hinwarf über seiner Mutter erkaltenden Leib. Der Gatte stand daneben, düster, doch beherrscht; er beherrschte sich auch, nachdem sie wirklich gegangen war und ihn mit dem Sohn allein gelassen hatte. Nicht als ob er ihren Verlust nicht schmerzlich empfunden hätte; nur hatte er minder das Gefühl, daß er eine geliebte Ge-

fährtin verloren als vielmehr die fröstelnde Empfindung, wie wenn ein Mantel, der ihn lind und warm eingehüllt, ihm plötzlich fortgezogen worden wäre.

Er wartete nur, bis Cäsar sein Abiturium bestanden hatte. Dann verkündete er den Entschluß, der soviel Widerspruch erweckte, und den manche mit dem Scheiden seiner Frau zusammenbrachten. Es bestand ein Zusammenhang, insofern er sich nun ganz frei wußte. Seine Frau war tot, sein Sohn bezog die Universität — was hielt ihn sonst?

Aus einem Bedürfnis verspäteten Gutmachens heraus hatte man dem Scheidenden ein Festmahl und noch allerlei Ehrungen zugebacht. Er lehnte alles ab; nach Abschiedsrührung war ihm nicht zumute. Nur einen Abschied nahm er: vom Grabe seiner Frau.

Mechanisch las er die Inschrift, die nach ihrem Wunsche den dunklen Granit des Denksteins schmückte: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Er las und sann — so wie auf dem Bahnhof sich der Zurückbleibende manchmal zergrübelt, was er dem seinen Blicken Entschwundenen noch hat sagen wollen. Und wenn es ihm einfällt, ist es doch zu spät. —

Nun war Friedrich Holtmann fertig und konnte reisen.

⊕

⊕

⊕

Bis Verona hatte er sich von seinem Sohne begleiten lassen. Dann trennten sie sich. Cäsar ging nach Deutschland zurück, während sein Vater tiefer nach Italien hineinfuhr.

In Florenz war er schon einmal gewesen, auf einer Ferienreise, kaum zehn Tage lang. Das war viel zu kurz — dennoch hielt er sich jetzt nicht auf.

Die jahrelang verhaltene Sehnsucht war so mächtig erwacht, daß er keinen Gedanken hatte, als nur vorwärts! so schnell wie möglich vorwärts! Ihm, der sich von Aberglauben sonst frei wußte, graute davor, daß irgend etwas seine Fahrt hemmen, ihm in letzter Stunde den Becher von den Lippen reißen könnte, ehe er in Rom war.

Allein nichts dergleichen geschah. Breit und großlinig begann sich bereits die Campagna vor den Insassen des Schnellzuges auszudehnen; den Horizont, verschwimmend in der durchsichtigen Luft, begrenzten die Albaner- und Sabinerberge.

Schon eine Stunde vor der Ankunft des Zuges hatte Holtmann sich rücksichtslos zum Fenster Bahn gemacht. Er stand zuvorderst im Durchgangswagen und schaute, spähte geschärften Blickes hinaus. Seine Augen suchten inmitten der gestreckten flachen Landschaft sie, die eine, die ewige Stadt.

Schienengewirr und schmutzige Waggonn, Vorstadthäuser — dieselbe häßliche, charakterlose Einfahrt wie in allen Großstädten. Aber da tauchte hinter dem Alltagsgerümpel etwas auf, ein grauer zerbröckelter Mauerrest: die Ueberbleibsel der servianischen Stadtmauer!

Und der Anblick des Stückes Gemäuer ließ dem fernher gereiften Manne die Freude heiß zu Herzen schwellen. Endlich, wirklich war er in Rom! —

⊕

⊕

⊕

Wie für viele, bedeuteten für Holtmann die ersten römischen Tage eine Enttäuschung. Es hielt schwer, das Gebilde seiner Phantasie mit dem der modernen

Großstadt zu vereinigen. Er entfloß der Umgebung des Bahnhofes, wo er in einer der großen Fremdenherbergen abgestiegen war, und tauchte unter in das Geminkel schmaler alter Straßen, wo ein Durcheinander aller möglichen Dinge feilgeboten und jede Tätigkeit im Freien betrieben ward, ganz wie vor Zeiten. Er stieg zum Pincio hinauf und erlebte die Schau, die keiner, der sie genossen, je vergißt: den Augenblick, da über der drunten gelagerten Stadt goldiger Abendglanz zu weben beginnt und hinter der Kuppel von Sankt Peter die Sonne niedergeht. Er beschritt den kapitolinischen Hügel und stand im Angesicht des Palatin, überfah die steinerne Welt des Forum, die Via sacra, den Portikus der zwölf Götter, den Sestimiusbogen, die ganze grabentstiegene Herrlichkeit. —

Seine Bewegung war so heftig, daß ihn, den nicht Gefühlseligen, ein Zittern durchrann. Sein Traumland! Nun hatte er davon Besitz ergriffen, nun stand er darin!

Von da an war er kein Fremder mehr, sondern erschien sich wie heimgekommen. — Er hatte eine Wohnung gefunden unweit des spanischen Platzes, bei einer Witwe, die an Fremde vermietete. Von seinem Fenster im dritten Stock sah er die spanische Treppe, überragt von der Kirche della Trinità, buntglänzend von der Blumenfülle, die aus den Körben der dort stehenden Verkäufer duftete und schimmerte — ein Bild voll unsäglicher Heiterkeit.

Holtmanns Wirtin, die Signora Erminia, war eine beleibte stattliche Dame mit Adlernase und schwarzen Funkeaugen. Sie freute sich des soliden Mieters und übervorteilte ihn deshalb bei der wöchentlichen Ab-

rechnung nur ganz wenig, sorgte auch fast so treulich für ihn wie für Micietto, ihren großen schwarzen Hauskater. Das wollte viel heißen; denn die Katzen nehmen in Rom eine bevorzugte Stellung ein.

Mit Hilfe dessen, was die Signora herbeischleppte und was er selbst auf dem Trödelmarkt erstand, richtete sich Holtmann sein großes Zimmer und die daran stoßende Bettkammer wohnlich ein. Er galt allen Umwohnern als ein Signore, weil er nicht für den Lebensunterhalt zu arbeiten brauchte. Seines Sohnes Zukunft war gesichert. Holtmann hatte um nichts zu sorgen; er war frei wie der Vogel in der Luft.

Er bemerkte in den ersten Monaten kaum, daß er allein war. Anfänglich hatte er etliche Male in einer Fremdenpension gegessen, die sich mit ihm in gleichem Hause befand. Aber bald hatten die verschiedenen Typen des Romreisenden: der Enthusiast, der für sein Geld pflichtschuldigst immer in Wonne schwimmt, der Blasierte, der an allem herummäfelt, der Gehezte, der im roten Handbuch nervös sein Pensum zusammenstoppelt und nachrechnet, in wieviel Zeit er es „machen“ kann — ihn zu sehr abgestoßen. Diese Leute verdarben ihm sein Rom. Die Deutschen — er gestand es sich mit Bedauern — vor allem. Ihr lautes Auftreten, ihr Zanken über Ungewohntes, ihre Art, mit den Eingeborenen jovial zu scherzen und deren spöttisches Lächeln ob solcher Vertraulichkeit zu übersehen! Holtmanns Selbstgefühl fand sich in jedem solchen Landsmann persönlich verletzt. Die Engländer waren auch unausstehlich, aber wortkarger, und vor allem: sie gingen ihn nichts an! So zog der Empfindliche sich zurück und blieb fortan

für sich mit Ausnahme der Kneipabende, die er gelegentlich in einem kleinen Kreise von Gleichgesinnten verbrachte.

Es waren ein paar Männer feines Alters, meist Angehörige der deutschen Kolonie; doch auch einheimische Gelehrte und Künstler fanden sich hinzu. Man traf sich in einer unterirdischen Osteria hinterm Trajansforum, angeblich einer alten Basilika. Da gab es guten Frascatiwein und gutes Gespräch, das sich noch fortsetzte, wenn einer oder der andere Holtmann auf seinem nächtlichen Heimweg geleitete.

Mitunter aber, in Vollmondnächten zumal, stahl er sich heimlich fort und stand einsam auf dem kapitolinischen Hügel oder im öden Riesenrund des Kolosseums, mit der grellgelben Mondkugel über sich. Er fühlte leise erschauernd, wie es lebendig wurde um ihn, wie Schatten sich herandrängten von solchen, die er vordem nur aus Büchern gekannt hatte und die Fleisch und Blut gewannen hier im römischen Mondlicht.

Einzelne der Schatten waren besonders hartnäckig, begehrten von seinem Blut zu trinken, damit sie mit wieder lebendiger Stimme zu den Lebendigen sprechen könnten. Friedrich Holtmann kehrte mit erneutem Eifer zu seiner alten Lieblingstätigkeit zurück: der Übertragung römischer Klassiker. Er gab eine neue vermehrte Auflage seiner früher erschienenen Sammlung heraus mit einem ausführlichen Geleitwort; er schrieb Studien über Dichter und Philosophen des Altertums, in einem Stil voll dichterischer Wärme, der sich zu seinem einstigen verhielt wie das Schauen zur bloßen Ahnung. Und was er über die Alpen

sandte, fand dort ungeteilten Beifall, bewundernde Anerkennung — einen Erfolg, wie Holtmann ihn bis dahin nicht gekannt. Daß seine eigenste Begabung sich so entwickelte und zu ihrem Gipfel stieg, auch das verdankte er Rom.

Eine seiner ersten Arbeiten hatte ihn auf ihm sonst ferner liegendes Gebiet geführt; angeregt ward er dazu durch einen kleinen Zufall, der ihn seltsam berührte. Bei sengender Mittagsglut war er einsam auf dem Forum gewandelt, unter den Trümmern des ehemaligen Vestaheiligtums, wo die Bildnis-säulen toter Vestalinnen standen. Eine verstümmelte weibliche Gewandstatue fiel ihm auf durch die Feinheit der — anscheinend späten — Arbeit. Sich niederbeugend, las er am Sockel den Namen des Errichters: Prätertatus, der Sohn des Crassus!

Das durchrann den Lesenden wie ein Handwinken aus einer andern Welt. Denn oft genug war er dem Namen des Prätertatus begegnet, des Präfekten von Rom zu der Zeit, da das Kreuz höher emporkwuchs und die Welt der Antike vor ihm in den Staub sank. Prätertatus der Stadtpräfekt wurzelte mit seiner ganzen Seele in dieser alten Welt; er empfand nichts als Widerwillen gegen die Religion der Einfältigen und Unwissenden, die gleich einer Seuche im Finstern schlich. Und er kämpfte dawider aus allen Kräften, richtete gestürzte Altäre wieder auf, rang um die Erneuerung der Antike, wie Julian der Abtrünnige.

Weil des Mannes Wesen und Denkart ihn anzog, ging Friedrich Holtmann seinen Spuren nach und veröffentlichte eine größere Studie über Vettius Agorius Prätertatus, den Präfekten von Rom.

Auch sie, wie alles Vorherige und Nachfolgende, ward von der Kritik mit Achtung empfangen; nur meinte eine angesehenere Zeitschrift: das eigentlich Geschichtliche scheine des geistreichen Verfassers Stärke nicht zu sein! Er mache keinen Versuch, den historischen Strömungen gerecht zu werden, sondern zeichne, sichtbar mitempfindend, die Stellung eines einsamen Hochentwickelten gegenüber einer Massenbewegung und gebe zugleich ein leidenschaftliches Liebesbekenntnis für die antike Geisteswelt.

Holtmann nahm das gleichmütig auf. Der wohlweise Kritikus hatte ja recht: er hatte die Gelegenheit nur benutzt, um sein persönliches Credo abzulegen. Historiker von Fach war er nicht, hätte es schon nicht sein können, weil der Begriff „Staat“ ihm nie recht vertraut geworden war. Das Wort bedeutete ihm so etwas wie die Beschränkung des wertvollen Einzelnen durch die Gesamtheit; selbst das mächtige Gebilde des alten römischen Staatswesens blieb ihm, dem Romschwärmer, im Grunde fremd.

Seine Eigenart, die ihm vormalig hinderlich gewesen, jetzt genoß er sie, und sie trug ihm Frucht. Die paar Landsleute, mit denen er umging, sprachen ihm artig ihre Anerkennung aus; und die Bewohner seines Stadtviertels, obschon sie keine Zeile seiner Schriften lesen konnten, zeigten ihn sich als den famoso professore, der über Rom so wunderschön schrieb.

⊕

⊕

⊕

Friedrich Holtmann verbrachte seine Vormittage meist auf einer Bibliothek oder, umgeben von Folianten, auf seiner Arbeitsstube. Dann hatte die Signora

Erminia strengen Befehl, ihn nicht zu stören. Einmal aber wagte sie den Friedensbruch dennoch; mit Reu- und Bittgebärden erschien sie und bat tausendmal um Entschuldigung. Sie habe ganz unschuldigerweise im Hause erzählt, was für ein großer Gelehrter ihr Herr Einmieter sei. Und da sei aus der Pension drunten vorhin eine junge Signora heraufgekommen, die so anmutig gebeten habe, ob der Signor Professore ihr nicht ein Buch über Rom leihen oder empfehlen könnte, etwas Besseres als die gewöhnlichen Reisehandbücher? Sie würde gewiß sorglich darauf achten!

Holtmann griff in den Bücherständer neben seinem Schreibtisch, langte ein Buch heraus und warf es ziemlich unsanft auf den Tisch. „Ich verleihe zwar grundsätzlich keine Bücher, habe meine Erfahrung darin; aber in Gottes Namen will ich eine Ausnahme machen. Bringen Sie das der Dame! und dann, bitte, lassen Sie mich in Ruhe!“

Erst viel später fiel ihm ein, daß es vielleicht höflich gewesen wäre, die Dame hereinzubitten. Obwohl er sich darum keine Skrupel machte, beschloß er, es nachzuholen, wenn sie käme, das Buch zurückzubringen. Nach etwa vierzehn Tagen trat der Fall ein. Er hörte draußen eine weibliche Stimme ein fremdländisches Italienisch reden, trat hinaus und leitete die Besucherin, die eben ihre Karte mit dem Buch abgeben wollte, in sein Studiergemach.

Er erkannte sie sofort als eine Erscheinung, die ihm bisweilen auf der Treppe begegnet war in Begleitung einer älteren Dame, deren Antlitz ein Gewirr krauser silbriger Locken umgab. Amerikanerinnen oder Engländerinnen! — so hatte er sie

eingeschätzt. Die Junge, wie sie nun vor ihm stand, hatte ein freimütiges kluges Knabengesicht; die Gestalt in ihrer feinen herben Schlantheit erinnerte ihn an Polyklets Wettläuferin im Vatikan. „Ich wollte sehr danken,“ sagte sie und deutete auf das Buch, das sie ihm einhändigte.

„Sie sprechen Deutsch?“ sagte Holtmann. „Das ist mir eine Befriedigung, da ich Ihnen auf Geratewohl eine deutsch geschriebene Monographie über Rom gegeben hatte, ohne zu wissen, ob sie Ihnen verständlich ist.“

„Oh doch! Mama war deutsch!“ Sie sah sich mit großen Augen rings im Zimmer um. „Wie hübsch es bei Sie ist!“

Er war nicht unempfindlich gegen das Lob. Zwar hatte er bei Ausschmückung seines Heims nicht gerade an künstlerische Wirkung gedacht; aber unwillkürlich hatte es den Stil seiner Persönlichkeit angenommen. Die aufgestellten Bücher, zum Teil in schönen alten Einbänden, verdeckten die schadhafte Tapete; der Tisch und die hochlehnigen Stühle stammten aus dem versteigerten Erbhausrat irgend eines verarmten italienischen Adelsgeschlechtes. Auf dem Schreibpult fehlte nicht die unvermeidliche römische Ampel; und inmitten des Tisches stand in einem antiken Dreifuß der Blumenstrauß, den die zungenfertige Verkäuferin an der spanischen Treppe dem Signore täglich aufschwahte.

Das Stück vom Ästheten, das in ihm geschlummert, war durch die römische Luft zur Entfaltung gelangt. Mit einem gewissen ästhetischen Wohlgefühl betrachtete er auch die klaren Farben und den eben-

mäßigen Wuchs des Mädchens vor ihm. Mittlerweile entledigte sie sich der Bitte, die ihr am Herzen lag: nämlich daß er ihr doch eine ganze Liste von Büchern, gleichviel ob deutsche oder englische, aufschreiben möchte, um einen wirklichen Einblick zu gewinnen in die Vergangenheit Roms. „Ich höre, Sie verstehen soviel davon. Und Tante Evelyn — sie ist Papas Schwester, wissen Sie! — fragt nicht danach, ob sie etwas, das nicht Amerika ist, wirklich kennt. Es genügt ihr, wenn sie es gesehen hat, so wie es alle Welt sieht. Mit mir es ist anders: ich liebe Gründlichkeit. Bitte, helfen Sie mich!“

Die Unbefangenheit des Ansinnens entwaffnete seine Abwehr. Das konnte er ihr ja zu Gefallen tun. Wenn er jemand Rom erschloß, sein Rom, empfand er etwas vom Stolz des Besitzers.

Miss Gladys empfing nicht nur eine Liste, sondern einen ganzen Paß von Büchern und Ansichten, mit dem sie vergnügt abzog. So entwickelte sich mit Golen und Wiederbringen ein Verkehr zwischen ihnen, der sich allmählich zu gemeinsamen Museumsgängen und Ausflügen verstieg. Das junge deutsch-amerikanische Mischlingsblut war lernfähig und lernbegierig; dazu brachte sie in das abgeschlossene Leben des Mannes das weibliche Element, das schon sein Schönheitsfuss nicht hätte missen mögen. Um ihretwillen ertrug er es sogar, daß die Tante, der Nichte sehr unähnlich, sich bisweilen anschloß.

„Wissen Sie, was ich denke?“ sagte Gladys eines Tages, mitten in ein Gespräch über Bernini hinein. „Man würde gar nicht glauben, daß Sie sind deutsch! Mama war viel deutscher; Sie könnten ein Römer sein.“

Er lächelte. „Sagen Sie das auch?!“

Nun begann er, ihr von sich zu erzählen, von seiner nüchternen sorgenbeschwerten Jugend, von seiner Sehnsucht nach dem Lande des Lichts und der Antike. Eine Sehnsucht, die uraltes deutsches Erbe war. Er schilderte, wie er, der vordem unter Spießbürgern und Bierphilistern hatte leben müssen, sich hier selbst gefunden hatte inmitten eines Volkes von angeborener Lebenskunst und glücklich unbefangener Formsicherheit. So kam er auf seine Arbeiten zu reden, die Gladys noch nicht kannte; und nun begehrte sie diese gleich zu lesen. Er dachte bei sich, die würden ihr wohl zu „wissenschaftlich“ sein; aber da er ihr zögernd willfahrt hatte, enttäuschte ihr Entzücken ihn auf das angenehmste. Sie war ganz hingenommen, von der Prätertastusstudie zumal, und in ihren freundschaftlichen Ton gegen ihn mischte sich ein ehrfürchtiger Beiflang.

„Nun sehe ich, daß Sie nirgendwo hingehören als hier,“ sagte sie. „Die Hauptstadt der alten Welt ist Ihre Heimat.“

Friedrich Holtmann hatte sich auch nie so glücklich gefühlt wie in dieser Zeit, unter römischem Himmel, im Austausch mit dieser jungen empfänglichen Natur. Er wünschte nichts mehr als so fortzuleben bis ans Ende und dann im Schatten der Cestiuspyramide begraben zu sein.

⊕

⊕

⊕

Holtmann hatte sich gegen die Mittagszeit von seinen Manuskriptblättern losgerissen, um in seiner angestammten Osteria sein Mahl einzunehmen. Da begegnete ihm vor dem Hause der postino, der Brief-

träger und reichte ihm einen Brief. Holtmann sah ihn obenhin an und schob ihn dann in die Tasche seines Rockfutters. Er wartete, bis er an dem gewohnten kleinen Tische saß, den Teller mit Spaghetti vor sich, ehe er das Schreiben seines Sohnes hervorzog und las.

Cäsar schrieb nur kurz. Er dankte für einen Aufsatz, den ihm der Vater übersandt hatte und meldete nebenbei sein bestandenes Doctorexamen — magna cum laude.

Holtmann goß sein gefülltes Weinglas auf einen Zug hinunter. Bravo! — so war diese Stufe auch zurückgelegt! Den Staatskonkurs hatte Cäsar bereits gemacht. Er dachte wohlgefällig, wie leicht dem Jungen die Laufbahn war, die er, der Vater, sich mühsam, Schritt für Schritt, hatte erkämpfen müssen. Anfänglich hatte er Zweifel gesetzt in Cäsars Begabung und Willenskraft — der Bub hatte manchmal so etwas Verträumtes. Aber dann zeigte sich, daß Cäsar ohne Anstoß im Gymnasium vorwärts kam, und daß man ihn ruhig sich selbst überlassen konnte.

Das hatte Holtmann von da an getan. Später in den Universitätsferien zwar hatte er ihn stets bei sich gehabt; sie waren miteinander gereift: in der Schweiz, an die italienischen Seen. Aber dann war eine längere Trennung eingerissen, da Cäsar sein Freiwilligenjahr hatte abdieneu müssen. Er war in jüngerem Alter rasch aufgeschossen und etwas schmalshulterig, nicht kräftig genug dazu gewesen. Holtmann hatte diesen Pflichttribut als ein störendes Muß empfunden. Aber es gab dawider kein Kraut; und der Vater entschädigte sich durch die Erfüllung eines

langgehegten Wunsches: eine Reise über Sizilien nach Griechenland.

Danach hatten sie sich wieder nur kurz gesehen; sodann mußte Cäsar seine Doktorarbeit beginnen. Er machte die Vorstudien dazu nicht in Rom; denn er war Neuphilologe. Auch hierin hatte der Vater ihn schließlich, obgleich ungern, gewähren lassen.

Nun regte sich in ihm plötzlich so etwas wie Gewissensbisse über die lange Trennung. Ein Mensch in den Zwanzig, ein angehender Doctor phil. brauchte keine Kindsfrau, gewiß nicht — in solchem Alter war Selbständigkeit das Beste. Aber es ließ sich nicht leugnen, daß er, der Vater, über seiner eigenen späten Entwicklung einigermaßen versäumt hatte, sich viel um die seines Jungen zu kümmern.

Im Bedürfnis, etwas gutzumachen, und in der Freude an seines Sohnes neuer Doktorwürde schob Holtmann den Teller zurück und ließ sich Schreibzeug geben nebst einem Briefumschlag. Er riß aus seinem Notizblock ein Blatt, auf das er seinen Glückwunsch krizelte und eine Einladung für Cäsar beifügte. „Komm und bleib! Über Ostern, über den Sommer, daß wir uns einmal gründlich wiedersehen! Es erwartet Dich

Dein Vater.“

⊕

⊕

⊕

Ein leuchtender Lenztag war es, an dem Friedrich Holtmann seinen Sohn von der Bahn holte. So hatte die Sonne geschienen, als er selbst hier einfuhr und mit trunkenen Blicken das Bild der gelobten Stadt suchte. Wie damals im Durchgangswagen brach er sich auch jetzt breitschultrig Bahn durch die

Menge, die harrend den Bahnsteig erfüllte. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, da er seinem Sohne zurief: „Willkommen in Rom!“

Nun war der Augenblick da: grüßend sprang Cäsar heraus. Eine flüchtige Weichheit überkam den Vater im Wiederfinden des hübschen stattlichen Menschen, der aus seinem etwas linkischen Knaben von ehemals geworden war.

Während das offene Wägelchen mit ihnen dahinrollte, drückte er nochmals die Hand seines Jungen. „Na, sag doch, hast du dich denn gefreut?“

Cäsar Holtmann lächelte, ein ernstes sinnendes Lächeln. „Doch, Papa, sehr! Auf dich und Rom.“

Das war ein gutes Wort! Der Alte erkannte darin seine Art. Was für ein lebendiger Leichnam mußte der Mensch auch sein, der sich nicht freute auf Rom!

Die Signora Erminia empfing ihren neuen Gast mit einem Schwall italienischer Liebenswürdigkeiten, von denen Cäsar fürs erstemal wenig verstand. In Ermangelung rechten Sprachvermögens neigte er sich zu Micietto herab, der mit hochgestelltem Schweif seine Kniee umstrich, und streichelte ihn zart, eine Huldigung, durch die er sich alsbald das Herz der Padrona gewann.

Es hatte sich gut getroffen, daß neben den beiden Stübchen, die Holtmann inne hatte, just ein drittes frei geworden war. Es enthielt sogar einen Ofen, man denke! Die Signora Erminia ward nie müde, diesen Vorzug zu rühmen. Hier schlug Cäsar Holtmann sein Zelt auf und teilte in allem die Lebensweise seines Vaters; Holtmann führte ihn zu seinen

Lieblingsstätten; eine kleine Eitelkeit war in ihm auf die gute schöne Haltung des Jungen, der neben ihm schritt. Er war viel mannhafter geworden, und die schärferen Züge mahnten wenig mehr an die des Knaben von einst. Nur die Augen seiner Mutter schauten aus dem veränderten Antlitz dunkel hervor.

Der Vater brachte ihn auch zu den Gefährten seiner bevorzugten Trinkstube; zufällig war soeben ein namhafter italienischer Archäologe anwesend, der sich als Gast öfters einfand. Er begrüßte den jungen Fremdling sehr artig und äußerte: er hätte den Herrn Doktor überall als Deutschen erkannt.

Warum? wollte Holtmann wissen. Der Italiener erklärte: wegen seiner ausgesprochen militärischen Haltung.

Später, als Holtmann mit dem Sohne heimging, kam er nochmals darauf zu sprechen, wie eigentlich es sei, daß man jedem Deutschen den Soldaten ansehe. Die Wehrpflicht sei doch auch anderwärts, auch hierzulande eingeführt — und dennoch! —

„Bedauerst du das?“ fragte Cäsar lachend. „Das müßte dir als Römerfreund und gar den Italienern, die so gern ihre Abkunft von den alten Römern unterstreichen, doch gerade gefallen. Denn die alten Herren waren ja ein Kriegervolk, sozusagen die Preußen des Altertums, und wußten genau, wie einem ‚Kommißknopp‘ zumute ist.“

Holtmann empfand etwas wie unwilliges Staunen. Einmal weil ein junger Mann sein Rom von ganz anderer Seite anging als er und ihn gewissermaßen darüber belehrte. Außerdem ward sein Stilgefühl

durch das Wort „Kommißknopp“ auf dem Trajansforum verlegt.

Für heute setzten sie das Gespräch nicht fort; sie fühlten beide die Klippe einer starken Meinungsverschiedenheit.

Es verstand sich von selbst, daß Cäsar auch die Bekanntschaft der amerikanischen Damen machte. Die Tante sagte ihm so wenig zu wie seinem Vater: sie war zu sehr der Typ der Weltbummlerin. Mit Gladys kam er bald in den kameradschaftlichen Ton, den Jugend leicht zu Jugend findet.

Eines Sonntags unternahmen sie selbdrift eine Wanderung nach dem Forum. Gladys ging inmitten zwischen beiden Männern. Es herrschte eitel Andacht und Eintracht unter ihnen, bis Cäsar, eigentlich durch die anregende Führung seines Vaters dazu veranlaßt, die Bemerkung machte: vom idealen Gehalt dieser reichen Welt hätten doch die Deutschen mehr Nahrung gezogen als die Italiener selbst.

Holtmann zog die Brauen hoch. Ehe er antworten konnte, sagte Gladys verwundert: „Oh, Ihr Vater ärgert sich so oft über seine Landsleute.“

Cäsar meinte, da habe sein Vater nicht recht. Die Erleichterung des Verkehrs habe es mit sich gebracht, daß man auf Reisen alle möglichen, auch sehr ungefügte Leute treffe. „Gefallen Ihnen zum Beispiel alle Amerikaner?“

Gladys lachte. „Nein, gewiß nicht!“

„Nun also. Man behält immer die unangenehmen Menschen und Erlebnisse im Gedächtnis, während man das Angenehme als selbstverständlich

hinnimmt und vergißt. So kommt man dazu, falsche Regeln aufzustellen.“

„Mein Sohn ist nämlich ein sehr überzeugter Deutscher,“ sprach Holtmann kühl. Cäsar nickte nur. Gladys sah ihn aufmerksam an.

Immer häufiger traten zwischen Vater und Sohn gelegentliche Meinungsverschiedenheiten zutage — namentlich was ihr Verhältnis zu Menschen betraf. Holtmann bemasß deren Wert nach dem geistigen Reiz, der etwa von ihnen ausging; an ihrem Ergehen nahm er keinen Teil. Er war eben ein sich abschließender Geistesaristokrat. Cäsar dagegen hatte seines sozialen Empfindens kein Fehl. Er kümmerte sich um die Lebensbedingungen eines jeden, der Armeren zumal, um die Art ihres Broterwerbes und ihrer Unterweisung. Er erzählte dem Vater von Verbesserungen daheim, von hygienischen und technischen Einrichtungen, die Holtmann gänzlich fern lagen. Noch ablehnender verhielt dieser, der auf seine freidenkerische Gesinnung stolz war und sich scherzhaft einen Heiden nannte, sich gegen psychologische Experimente und neue religiöse Strömungen, denen Cäsar gern nachging. Es fruchtete nichts, daß ihm Cäsar wiederum seine alten Römer, ihren Glauben und Aberglauben entgegenhielt. Nur die dekorative Wirkung der religiösen Zeremonien, kirchlichen Aufzüge und dergleichen hätte er nicht missen mögen.

Cäsar dachte, daß sein Vater, trotz aller Bedeutung, doch merkwürdig in sich begrenzt sei. Selbst sein Rom sah er nur von einer Seite an.

„Wie komme ich zu diesem Sohn!“ — dachte Friedrich Holtmann hinwieder, staunend und grollend.

Er mußte lernen, was jeder Vater nur schwer und widerwillig begreift: daß sein Sohn nicht seine Fortsetzung war, sondern ein Wesen ganz für sich, in vielem sein Gegensatz!

Ob es die Art der Mutter war, die sich in ihm verkörperte? Friedrich Holtmann konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen, denn — er gestand es sich schamvoll — so genau hatte er auch sie nicht gekannt.

„Wie weit man doch voneinander ist, trotz Bluts- und Ehebanden!“ stellte er innerlich fest.

Dies Zusammensein in Rom hatte sie einander näher bringen sollen und es entfernte sie nur mehr voneinander mit jedem Tag. Cäsar, so empfänglich er war, so frisch er jeden schönen Augeneindruck genoß, hatte auch hier zu allen Dingen eine innere Beziehung, völlig verschieden von der seines Vaters.

Als Holtmann über das Niederreißen alter malerischer Straßenteile schalt, behauptete Cäsar kühn: die Leute hier hätten so gut ein Recht auf gesundes Wohnen, auf Luft und Licht wie jeder andere. „Wir sehen in ihnen immer nur die Hüter ihrer Vergangenheit, die lebendige Staffage eines herrlichen Bildes — ich glaube gar nicht, daß sie uns das besonders danken.“

„Ach was: ihre Vergangenheit ist ihr Ruhm, und sie wissen das recht wohl.“

„Verzeih! ich glaube, du vergißt über dem Rom, das einst war und das zum geistigen Besitz der ganzen Menschheit gehört, die Hauptstadt eines modernen Staatswesens. Eine Stadt, deren Bevölkerung, wie alle Großstädter ihre eigenen Be-

dürfnisse und Neigungen — manchmal recht bedeutliche — hat. Ich halte es in vieler Hinsicht für schlimm, daß beides unter einem Namen geht und fortwährend verwechselt wird, zumal von uns Deutschen.“

„Natürlich: wir — und wir!“ — Holtmann ver-  
trug es nicht gut, wenn man ihn unter die Sammel-  
begriffe „wir“ und „uns“ mit einbezog. Er fühlte  
sich als Weltbürger, wie es die großen Dichter und  
Denker seines Volkes waren.

Die Regeln und Ansichten aber, die sein Sohn  
„von draußen“ mitbrachte, erschienen ihm unpassend  
hier, wo es sich so viel selbstiger und unbefangener  
lebte.

Sonderbarerweise konnte Cäsar, sobald sein Schul-  
Italienisch durch Übung etwas geläufiger geworden  
war, mit den Einheimischen, namentlich den jüngsten,  
besser umgehen, als sein Vater gekonnt.

Einmal stand Holtmann mit ihm an der Kirche  
San Giorgio in Velabro, vertieft in Betrachtung des  
schönen kleinen Vorbaues, der als „Ehrenpforte der  
Wechsler“ bekannt ist. Während er die Opfer-  
bräuche deutete, deren Reliefdarstellungen die Pforte  
schmückten, schaute er zufällig um und gewahrte  
seinen Sohn am Boden hockend, inmitten einer Schar  
barfüßiger kleiner Schmierfinken, die zwischen der  
Kirche und dem gegenüberliegenden Janusbogen  
im Straßenstaub spielten. Der junge Mann strich  
mit zarten Fingern über das schwarzlockige Köpfchen  
eines hübschen etwa dreijährigen Bengels, während  
dieser, ein kleiner Realist, ihm das schmierige Händ-  
chen hinreckte und bettelte: „Da soldino!“

Holtmanns Unmut war wiederum durch Staunen gehemmt. Einmal wirkte das Bild der Kinderfchar mit dem ernstern jungen Mann ebenso anmutig wie der blühende Mandelbaum, der über eine hohe Gartenmauer seine rofigen Zweige in die Ruinenpracht herniederreckte. Und dann war es doch merkwürdig, daß in einem Junggesellen und neugebackenen Dr. phil. solches Vatergefühl steckte! Holtmann entsann sich genau: er selbst hatte in den ersten Lebensjahren seines Sohnes, trotz aller natürlichen Zuneigung, nichts mit dem Kleinen anzufangen gewußt.

Anders Cäsar. Er trat sogleich in ein besonderes Verhältnis zu jeder menschlichen Kreatur. Cecchino, den Jungen der Hausmeistersleute, einen schwarzäugigen Kobold voller Streiche und Finten, wußte er allein zu bändigen nach ganz kurzem Aufenthalt. Er verwies ihm das Lügen und bewog ihn, einen gefangenen jungen Vogel fliegen zu lassen, indem er ihn fragte, was wohl Sant' Antonio, der Schutzheilige der Tiere, zu solcher Grausamkeit sagen würde? Nie im Leben wäre es Friedrich Holtmann eingefallen, sich mit diesem kleinen Nichtsnuß so eingehend zu befassen. Er warf ihm einen Soldo hin, wenn der Junge ihn durch irgend welche Kapriolen belustigte und fuhr ihn rauh an, wenn er ihm im Wege war; darauf beschränkte sich sein Verkehr mit solcher römischen Straßenbrut.

Cecchino aber ward eine Quelle neuen Verständnisses zwischen Cäsar und der jungen Amerikanerin. Gladys hatte bisher an dem kleinen Unhold eine gelegentliche Mütterlichkeit geübt; sie überraschte Cäsar dabei, wie er ihm eine seiner eindrucksvollen

Standreden hielt und klatschte ihm Bravo! aus dem Treppenwinkel heraus, von wo sie zugehört hatte.

„Es ist hübsch von Sie, daß Sie sich seiner annehmen“, sprach sie hervortretend, worauf er versetzte: es sei kein eigentliches Verdienst, das zu tun, was Neigung und Anlage einem eingebe. Gladys erzählte nun, wie viel man sich in Amerika mit social work beschäftige, und daß sie es auch getan hätte. Sie hätte einen Kursus für Kranken- und Kinderpflege besucht und eine Sonntagschule gehalten, aber hier sei sie ganz müßig. „Wir sollten zusammen etwas anfangen; Sie müssen dableiben und mich helfen“ — schlug sie ihm vor. Er lächelte kopfschüttelnd. „Nein, ich gehe heim. Unseres gehört nach Deutschland.“

„Sind die meisten jungen Männer in Deutschland wie Sie?“ fragte Gladys nachdenklich. Cäsar verneinte. „Es gibt auch solche, die sich als Kulturlüthen fühlen, wenn sie stundenlang über Stimmungen und Wirkungen reden können. Und andere trinken Sekt und tanzen Tango. Ich halte das für Masken — denn im deutschen Wesen liegt es nicht.“

Fortab tat Gladys oft ähnliche Fragen an ihn, sogar in Gegenwart seines Vaters. So warm sie sich vordem für das alte Rom begeistert hatte, so geweckt war plötzlich ihre Teilnahme für das neue Deutschland. Cäsar mußte ihr berichten von staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen, von der Jugendfürsorge, von den Reformen des Erziehungswesens, der Wehrkraftbewegung und dergleichen mehr. Holtmann schritt daneben und kam sich ausgeschaltet, überflüssig vor. Dies Versenken der beiden in Dinge,

die ihm fern lagen, von denen er nichts wußte, beleidigte ihn, als hätten sie in seinem Beisein eine ihm unverständliche Sprache gesprochen. Warf er etwas dazwischen, was ihre Aufmerksamkeit ablenkte, so wußte er: es war nur für kurze Zeit.

Auch im Schweigen empfand er sich als benachteiligt. Wenn sie zusammen auf dem Trödelmarkt standen und er zusah, wie Gladys' schlanke Finger über einen farbensatten alten Brokat strichen oder in einer Schale voller Halbedelsteine wühlten, so wußte er, daß sein Sohn ihm zur Seite die gleiche Schau genoß.

Es war nicht die gewöhnliche Eifersucht von Mann zu Mann, die ihn darunter leiden ließ. Es war die Bitterkeit eines geistigen Herrschers, dem sein Volk abtrünnig wird.

Wie jeder Alternende sehnte er sich nach Jugend, nach Erben für das, was er zu geben, nach willigen Hörern für das, was er zu sagen hatte. Über seinen Sohn hatte er in dieser Hinsicht schon das Kreuz gemacht; nun ward auch Gladys ihm untreu.

Nicht, daß er jemals hätte um sie werben wollen! Nur seiner Seele war sie das, was dem alten König David die junge Abisag.

Früher hatte er oft an ihr die Anpassungsfähigkeit der Frauen bewundert, sich etwas darauf zu gute getan, wie leicht sie seine Ideen und seine Belehrung annahm. Jetzt dachte er zürnend, wie doch bei jedem Anlaß der weibliche Wankelmuth sich zeigte. Denselben Feuereifer, den sie heute einer Sache zuwendeten, entfalteten sie morgen für etwas ganz anderes.

Dennoch suchte er Gladys wieder herüberzuziehen, indem er sie bei Gelegenheit eines Alleinseins mit ihr zu seiner Vertrauten machte. Er sprach offen und wohlwollend zu ihr über seinen Sohn, beklagte nachlässig, daß Cäsar anscheinend in ein einseitiges Fahrwasser geraten sei. Er wurzte mit seinen Ansichten leider ganz in den Eindrücken des Tages und laufe Gefahr, ein Durchschnittsdeutscher zu werden, ohne weite eigene Welt.

„Ich glaube gar nicht, daß Ihr Sohn Durchschnitt ist,“ widersprach Gladys lebhaft. „Mir scheint — verzeihen Sie! — daß Sie ihn nicht verstehen. Er ist anders als Sie, aber auf seine Weise er hat recht. Jeder Mensch hat recht, dem es mit eine Sache ernst ist.“

Holtmann biß sich die Lippen. Sie nahm schon seines Sohnes Partei gegen ihn!

Das mißbehagliche Gefühl, das zwischen sie getreten war, verdarb ihnen von nun an jede gemeinsame Wanderung. Es verschärfte den Ton der Männer gegeneinander und ließ bald den einen, bald den andern der jungen Dritten im Bunde fremd begegnen. Denn Cäsar war zu feinsüßig, um nicht zu spüren, daß es seinen Vater aufbrachte, wenn er sich an Gladys gleichsam eine Bundesgenossin warb.

Auf den Marmortrümmern des Forums waren bereits die Fris verblüht, und von den hohen Säulenschäften blättern die blauen Glycinientrauben herab. Nun wurde es bald heiß in Rom. —

Von einem abendlichen Ausgang heimkehrend, begann Holtmann mit seinem Sohn ein Gespräch über dessen Zukunft. Er meinte, es sei allmählich an der

Zeit, die Stadt zu verlassen, irgendwohin an einen Meerstrand zu übersiedeln. Ob Cäsar ihn begleiten wolle? Oder ob er vorziehe, nach Deutschland zurückzukehren?

„Du wirst doch jetzt an deine Habilitationsschrift denken müssen. Hast du eigentlich schon ein Thema dafür?“

Eine Weile zögerte der Junge. Dann kam er stockend mit der Antwort heraus.

„Weißt du: ich habe gar nicht die Absicht, mich als Privatdozent niederzulassen.“

Holtmann glaubte, er habe sich verhört.

„Nicht daß mich die akademische Laufbahn nicht verlockte. Ich habe als Student gehört bei solchen, deren Vorbild wohl zur Nachahmung aneifern konnte. Aber ich möchte Volkserzieher werden im eigentlichen Sinn, von unten auf. Anfangend bei den ganz Jungen, den ganz Eindrucksfähigen. Während meiner Dienstzeit ist der Plan in mir gereift. Also werde ich Lehrer an einer staatlichen Schule, einem Gymnasium; am liebsten würde ich ein Heim gründen für Knaben, die jeder liebevollen Aufsicht entbehren und dann ganz unter der meinen ständen. Die zu tüchtigen Menschen erziehen, gesund an Leib und Seele — das wäre die Aufgabe, die ich mir wünsche.“

Holtmann empfand eine nervöse Lachlust. Er sah im Geiste seinen Sohn umgeben von einer Horde blödschauender, verwahrloster Rangen, an die er Zeit und Kraft vergeudete. „Das ist ja Unsinn!“ fuhr er rauh heraus.

„Es tut mir leid, daß du es dafür ansiehst, Vater. Aber es ist das, was ich als meinen Beruf erkannt habe.“

Der Vater nahm sich zusammen und setzte dem Jungen auseinander, daß man wohl am meisten nütze durch die richtige Ausbildung des eigenen Ich, daß ja doch wieder der Gesamtheit zugute komme. Sich vorzeitig unfrei zu machen, um anderer willen, sei ein gefährliches Ding, und der durch Erziehung zu stiftende Nutzen keineswegs unzweifelhaft.

Cäsar gab das alles zu; doch gestand er, daß eben seine innere Veranlagung, wie er fühle, nicht produktiv nach irgend einer Seite sei. Er sei jemand, der nur als Empfänger und Weitergebender wirken könne für die Allgemeinheit. „Und außerdem ist die Jugend eines Volkes kostbarster Besitz.“

„Ach laß die Phrasen! Als ob es darauf ankäme, daß unter der Masse, die doch aus Dummköpfen besteht, ein paar weniger Dumme herumlaufen!“

„Lieber Vater, glaube doch nicht, daß ich mir gerade Trottel und Verwahrloste aussuchen will, aus Opferwut oder dergleichen! Du weißt gar nicht, was in unserm Volke wohnt — schau dir einmal den Buben eines bayrischen Bergbauern oder norddeutschen Heidebauern an, was das für Kraftkerle sind, die der Bildung wohl verlohnen!“

„Dann sollen sie sich selbst darum plagen — das stählt. Euch Heutigen steckt so ein gewisser Humanitätsduffel im Blute — und der Hang zur Schulmeisterei, zum Drill, den man nicht mit Unrecht den Deutschen vorwirft. Ich stehe der Einbildung, andre bessern oder reformieren zu wollen, sehr skeptisch gegenüber; in einer internationalen Umgebung wie der meinigen verlernt man das.“

„Nicht so ganz,“ versuchte Cäsar zu scherzen. „Wenn beispielsweise Miß Gladys sagt, daß sie dir viel verdankt, so handelt es sich doch auch um erzieherisches Wirken.“

„Das ist etwas ganz andres,“ fertigte der Vater schroff ab.

„In jedem Falle,“ sprach Cäsar, nun auch gereizt, „weiß ich, wie viele Heranwachsende aus Mangel an verständiger Leitung verkümmern. Ich selbst habe als Knabe und junger Mensch oft schwer darunter gelitten, daß —“

Er stockte; aber schon war das Unheil geschehen: Holtmann verfärbte sich. „Soll das ein Vorwurf sein?“ fragte er.

Cäsar, schwer erschrocken, suchte das wirklich absichtslos gesprochene Wort zu rechtfertigen, zu erklären. Aber gerade weil der Vorwurf, den er nicht erheben gewollt, eine gewisse Wahrheit enthielt, war der Vater aufs Empfindlichste davon getroffen. In ausbrechender Heftigkeit schrie er Cäsars Beschwichtigungsversuche nieder, beschuldigte ihn der Verstandlosigkeit für seine, des Vaters, Geistesrichtung. Punkt für Punkt warf er ihm all das ins Gesicht, worüber ihre Ansichten auseinandergingen, all die Male, da er sich über den Sohn geärgert hatte. Was schon lange in ihm wühlte und schwärte — bei diesem Anlaß mußte es heraus!

Cäsar sah ein, daß seine Erwiderungen zu nichts fruchteten, als den Erregten noch mehr aufzubringen. Die traurigen Augen fest auf Holtmann gerichtet, schwie er und biß sich nur die Lippen, während er sich, kaum verblümt, als einsichtslosen Herdenmenschen

hinstellen hörte. Endlich, da es ihm zu arg wurde, ging er ruhig zur Türe hinaus.

Des andern Morgens teilte er dem Vater mit, daß er von ein paar Bekannten zu einer Gebirgswanderung aufgefordert sei. Wie lange er fortbleibe, wisse er noch nicht. Holtmann nahm die Nachricht kühl auf: „Allerdings glaube ich selbst, es ist besser, daß wir uns eine Weile aus dem Wege gehen.“

So trennten sie sich. Einige Tage später als sein Sohn reiste Friedrich Holtmann ab.

Zuvor besuchte er noch Gladys, die gleichfalls im Begriffe stand, Rom zu verlassen. Auch sie suchte mit der Tante einen Strandort auf, nicht allzuweit von dem seinigen entfernt. Man würde sich wohl wiedersehen, meinte sie. Er aber hörte, mißtrauisch aufhorchend, aus ihrer Rede einen Zwang heraus, den Zwang, der zwischen Menschen von ungleicher Denkart besteht.

„Hat sich mein Sohn vor der Abreise von Ihnen verabschiedet?“ warf er hin. Die Art, wie Gladys bejahte, zeigte ihm, daß Cäsar wahrscheinlich eingehend über alles mit ihr gesprochen hatte. Er sagte ihr das auf den Kopf zu, ohne sie, wie er gewollt, in Verwirrung zu setzen.

„Ach, warum fragen Sie danach? Da Sie mich doch nicht hören wollen!“

Sie gab ihm offensichtlich unrecht. Sie ließ ihn merken, daß man die Eigentümlichkeit eines andern, zumal wenn es eine edle Eigentümlichkeit sei, verstehen und gelten lassen müsse. Man dürfe nicht so eingemauert sein in die eigene Meinung, die eigene Weltanschauung.

Friedrich sah sie an. Seine frühe römische Arbeit über Prätexitatus, den hartnäckigen Heiden, kam ihm zu Sinn. Wenn man mit dem Aufrichten seiner Welt, an die man ein Leben gewendet hatte, fertig war und sich freute an dem wohlgefügtten wohnlichen Bau, dann waren inzwischen die andern herangewachsen, die ihn einzureißen trachteten, weil sie andre Bedürfnisse hatten. Das hieß Menschenlos; dafür hatte man gelebt!

Die bittere Empfindung, mit der er von Gladys geschieden, nahm er an seinen Meerstrand mit. Es wurden nicht Wochen behaglichen Dahinträumens, sondern peinlichen einsamen Grübelns. Er dachte seines Sohnes als eines eigenwilligen Phantasten, der ihn kränkte und enttäuschte. Er grollte dem Mädchen, dem er viel von seinem Inneren geschenkt hatte und das seine Sache verließ, sobald ein Jüngerer auf dem Plan erschien. Unfroh schlenderte er zwischen dem glitzernden Blau des Himmels und des Meeres dahin.

Die Zeitungen, die von Rom eintrafen, las er gewohnheitsmäßig. Er folgte der sich steigenden Feindseligkeit zwischen Osterreich und Serbien bis zum Ausbruch des Krieges so wie ein blasierter Zuschauer vom Parkett aus die Vorgänge auf der Bühne verfolgt. Die Gefahr, daß andre Länder mit hineingerissen würden, deuchte ihn weit entfernt — wer möchte die Verantwortung übernehmen?!

Aber eines Tages verbreitete sich unter den erschreckten Strandgästen mündlich die Nachricht: der Krieg sei da! Osterreich führe ihn und Deutschland erst recht! Ganz verworren lautete die Kunde. Un-

gefähr so, als habe der deutsche Kaiser aller Welt den Krieg erklärt und sein Land ins Verderben gestürzt.

„Absurdes Zeug!“ sagte Holtmann. Er glaubte kein Wort davon — bis die verspätet eingetroffenen Zeitungen in Sperrdruck ähnliche krause Unheilsnachrichten brachten. Da schien es ihm doch geratener, auf ein paar Tage wenigstens heimzukehren nach Rom.

An allen Ecken Gruppen aufgeregter gestikulierender Menschen. Jeder Zeitungsverkäufer umlagert, umdrängt, im Nu ausverkauft! Die Signora Erminia empfing ihren Mieter mit einem Wortschwall, den er zum erstenmal als unerträglich empfand. Wenn in Wahrheit sich schwere weltbewegende Dinge vorbereiteten, warum konnten diese Menschen, die Enkel der Römer, ihnen nicht mit würdiger Fassung begegnen?!

Er hatte die Schwägerin hinabgeschickt zum Portier, ihm das neueste Blatt zu holen. Da kam sie wieder, schwenkte es wie eine Fahne hoch über ihrem Kopfe: „La guerra, la guerra!“

Also doch! Also wirklich der Krieg! Er begriff es nicht. In unsern Tagen fortgeschrittener Zivilisation! Mit dumpfem Jammer dachte er der Kulturwerte, die da bedroht waren.

Aber es mußte wohl wahr sein! Der Telegraph meldete es: Deutschland und Osterreich machten mobil, gegen Rußland, Serbien, Frankreich. Ungewiß war noch, was England tun würde — und was Italien?

Die Antwort auf die Gedankenfrage ward ihm loeben. Von der Straße, aus einem der zusammen-

gerotteten Haufen, kreischte es herauf: „A Trieste, a Trento!“ — Ja, richtig: Triest und Trient, die Oesterreich entrissen werden sollten, von dem bisherigen Bundesgenossen!

Ein Alptraum! Ein häßlicher Alptraum schien alles zu sein und war doch Wirklichkeit. In seine Betäubung hinein vernahm Holtmann deutlich das grelle Klingeln an der Flurtüre, die Stimme des Telegraphenboten. Eine Depesche für ihn.

Während er sie aufriß, wußte er in plötzlichem Hellsehen, was darin stand. Sein Sohn nahm Abschied. Es war so. Mit wenigen eiligen Worten teilte Cäsar mit, daß er als Reserveleutnant sofort nach Deutschland fahre, sich zum Heer stellen müsse. Er bat den Vater, seiner im Guten zu gedenken, ließ Miß Gladys grüßen, versprach baldige Nachricht — Aus einem kleinen tirolisch-italienischen Grenzort waren die Zeilen datiert.

Sein Sohn mußte mit! Seltsam, daß er an diese ihn zunächst berührende Folge des Krieges noch gar nicht gedacht hatte!

Er trat in dessen verödetes Zimmer und machte sich klar, daß Cäsar hier wohl nie wieder eintreten würde. Vielleicht — nein, den Gedanken wehrte der Vater von sich ab. Aber er hatte das Gefühl, daß sie nicht so unvermittelt hätten scheiden dürfen, daß sie sich noch etwas zu sagen gehabt hätten. Niemand wußte, wann es nun dazu kam.

Die Ereignisse jagten, überstürzten sich. Schon andern Tages ward bekannt, daß auch England gegen Deutschland ging.

„Bande!“ murmelte Holtmann zwischen den Zähnen.

Die mit dem rotgebundenen Murray unterm Arm, die vor den größten Natur- oder Kunstwundern „Very nice“ sagten — die hatte er nie gemocht.

Aber lange würde der Krieg demnach dauern, sehr lange!

Die Signora Erminia war anderer Ansicht. Und die meisten Römer mit ihr. Sie waren überzeugt: in wenig Wochen würde Deutschland besiegt sein. Vollständig zu Boden geworfen! Und zwar mit Recht; denn warum, liebe heilige Madonna, hatten die andern Deutschen den Austriaci beigestanden? Man hätte sie ihre Suppe ruhig allein auslöffeln lassen sollen. Als die Padrona diese ihre Überzeugung wieder einmal vollstimmig verkündete, geschah etwas Unerwartetes: Holtmann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Corpo di Dio! So ist man eben nicht bei uns! Man hält sein Wort und läßt Bundesbrüder nicht im Stich.“ Er schwieg, beschämt von seiner eigenen Festigkeit. Was ging das Weibergerede ihn an? Aber freilich hörte er Ähnliches auch von Männern behaupten — und diese Männer waren Abkömmlinge des Regulus!

Hatte sein Sohn ihm nicht zu verstehen gegeben, er verwechsle das alte Rom mit der heutigen Stadt?!

Er spürte trotzdem keine Lust, an seinen Meerstrand zurückzukehren, unter die schwazende Badegesellschaft. Hier kamen die Nachrichten wenigstens früher an. Und gegen das römische Fieber wußte er sich gefeit.

Seines dort zurückgelassenen Koffers wegen hatte er auf dem Bahnhof zu tun. Da zog ihm eine

Schar Ankömmlinge entgegen, die ein soeben eingefahrener Zug gebracht hatte: junge Männer in den verschiedensten Anzügen, augenscheinlich aus allen Ständen — jeder eine Tasche oder einen Reisefack in der Hand. Eine kleine Papptafel an einer Stange ward ihnen vorausgetragen: „Deutsche aus Palermo“ stand darauf. Auch die waren im Begriff, unter die heimischen Fahnen zu eilen, nötigenfalls zu sterben für das Land, dem sie den Rücken gekehrt. Sie achteten nicht der scheelen und scheuen Gafferblicke umher; erhobenen Hauptes und mit getrostem Antlitz schritten sie durch die Menge.

Am Abend erzählte Holtmann in seiner Osteria von den Abreisenden, die er getroffen. Ein dabei sitzender Kunsthändler zuckte bekümmert die Achseln: „Da gibt's noch andre! Ich habe Nachricht, daß mein Sohn aus Texas nach Deutschland will. So ein Wahnsinn! Er kommt nicht hin oder kommt zu spät.“

Nach den italienischen Zeitungen zu schließen, war es bereits zu spät. Jedes Blatt brachte spaltenlange Berichte von deutschen Niederlagen, von glänzenden Siegen der verbündeten Franzosen, Engländer, Russen. Und das leichtbewegliche Volk jubelte darüber, wie über das verdiente Schicksal eines verhassten Fremden, nicht eines Verbündeten. Schon daß Italien neutral blieb, war Holtmann eine Enttäuschung gewesen. Nun aber dies!

Holtmann wußte ziemlich Bescheid über alle Gründe deutscher Unbeliebtheit im Ausland. Jedoch eine zürnende Verwunderung stieg in ihm auf, da er sah, was für abgeschmackte, von kritiklosem Haß erflossene

Nachrichten zu Deutschlands Nachteil bereitwillig geglaubt wurden.

Sie haben uns hierher pilgern sehen, durch Jahrhunderte, nicht den großen Haufen von heute, nein, unsere Besten, die ihre Seele tränkten hier an dem ewigen Quell! — Er dachte eines Hauses am Corso, dem Palazzo Rondoni gegenüber, das die Gedenktafel trug: „In diesem Hause erfannt und schrieb Wolfgang (das deutsche ‚Wolfgang‘ war den Italienern unmöglich) Goethe unsterbliche Dinge.“

Und trotzdem halten sie uns für blöde Kaufbolde! Sie haben sich also gar nicht die Mühe gegeben, uns kennen zu lernen! Er verachtete solche Unwissenheit. Die Beileidsmienen, mit denen die Einheimischen ihm das Mißgeschick seines Volkes berichteten, empörten ihn. „Lassen Sie sich doch so was nicht weismachen!“ sagte er rauh zu einem jungen Pflastertreter, der ihm im Café Aragno irgend eine Fiobs-post zu melden kam. Der riß die Augen auf, verzog spöttisch die Miene und schlich zu seinen Tischgenossen zurück, um mit ihnen Witze über den verbohrteten Deutschen zu reißen. Friedrich Holtmann stand auf und entfernte sich.

Er schloß sich gegen Verkehr ab, mehr denn sonst. Und unwillkürlich, während er sonst seine Landsleute gemieden, mied er jetzt die Ausländer.

Selbst Gladys erschien ihm ferner gerückt.

Einen herzlichen Brief voll tiefer Besorgnisse schrieb sie ihm aus ihrer Meerfrische. Natürlich fragte sie nach seinem Sohn. Er antwortete ihr, indem er zugleich Cäsars Abschiedsgrüße bestellte.

Mit dem September traf sie selbst in Rom ein,

ganz unerwartet und ohne die Tante. Als er nicht sofort den früheren Ton ihr gegenüber fand, fragte sie, warum er so fremd sei? — Er meinte ausweichend: er habe nur gedacht — da sie mit ihren Sympathieen vermutlich auf englischer Seite stünde.

„O, da irren Sie! Tante Evelyn, ja, sie tut! Aber ich, ich kann nicht vergessen, daß Mutter deutsch war.“ Sie sah ihn freundlich an und erkundigte sich, was er für Nachricht habe?

„Keine! Die Verbindung mit der deutschen Feldpost scheint schlecht.“ Gladys riet ihm, sich an die deutsche Botschaft zu wenden, auch wegen der Beförderung von Paketen; denn sie müßten Cäsar doch etwas schicken. „Praktisches Amerika!“ sagte Holtmann, ihr zunickeend. Schon öfter hatte er erfahren, daß ihr Weltverstand über den seinigen ging.

Er stieg das Kapitol hinan, zur deutschen Botschaft. Dabei widerfuhr ihm das Seltsame, daß der Schauer von Gehobenheit, den dieser Weg sonst in ihm erregte, völlig ausblieb. Es war ihm gleichgültig, die Steine des Kapitols zu treten, ihm.

Im Palazzo Caffarelli erteilte man ihm eingehend jede gewünschte Auskunft. Es gingen leider jetzt so viele Nachrichten verloren — das war der Krieg! Nebenbei erfuhr Holtmann ein paar deutsche Siege, die von den römischen Blättern bis jetzt totgeschwiegen wurden. Sein Herz schlug schneller. „Ist das unzweifelhaft?“

„Ganz bestimmt. Es ist amtlich.“

Die amtliche Nachricht wurde ihm freundlich zur Einsicht gereicht. Der alte Lateiner genoß die knappe Form, in der jedes Wort saß wie ein gut gezielter

Schlag, nicht minder als den Inhalt. Unwillkürlich hielt er das Haupt höher, da er dankend Abschied genommen hatte und die klassischen Stufen wieder hinabstieg.

Als er heimkehrte, bot sich ihm vor der Haustüre ein überraschender Anblick. Vermutlich durch den Krieg angeregt, waren etliche Gassenbublein in eine wilde Keilerei verwickelt; der Hauptkämpfer war Cecchino, der Portiersjunge. Er hockte katzengleich auf einem halb niedergeworfenen Gegner, fragte und biß ihn, während er einen von rückwärts Angreifenden mit beiden strampelnden Füßen abwehrte.

Vor dem Lärm, den die Rangen verursachten, hörten sie Holtmanns Kommen nicht, bis er gebieterisch fragte, was da los sei? Da hielten sie inne und sahen ihn mit verlegener Unverschämtheit an; Cecchino aber gelte im höchsten Ton: „Sie lügen, sie lügen! Der da“ — er hieb auf den Überwundenen — „hat gesagt: alle Deutschen sind Schufte, und das ist nicht wahr, denn der Signore Cesare war ein Deutscher und sehr gut.“

Holtmann gebot allen, die Keilerei sofort einzustellen, sonst würde er Cecchinos Vater herrufen. Die Jungen stoben davon; Cecchino erhielt von Holtmann eine Kupfermünze geschenkt, mit der er lustig ins Haus sprang.

„Die Gerechtigkeit scheint sich manchmal seltsame Schlupfwinkel zu suchen!“ dachte Holtmann. „So im Herzen dieses kleinen schmutzigen Unbands!“

Aber es rührte ihn ein wenig, daß der Unband seinen Sohn so dankbar in Erinnerung behielt.

Nach ein paar Tagen erhielt er eine Feldpostkarte seines Sohnes. Cäsar schrieb, daß er gesund sei und bat seinen Vater um ein Wort der Nachricht; er habe auf seine Karten bisher noch nichts erhalten, gar nichts. Freilich könne das rasche Vorrücken der Truppen daran schuld sein. Denn sie, die Deutschen, schritten vorwärts, unaufhaltsam; auch Cäsars Regiment hätte die Feuertaufe schon empfangen. —

Zwischen den wenigen Zeilen stand viel Ungeschriebenes, ein Durchzittern todesmutiger Begeisterung. Holtmann las die Karte zwei-, dreimal.

Er versuchte, die Eindrücke seiner ersten Jugend, die er gern vergessen hatte, zusammenzustückeln. Natürlich hatte er auch einen Krieg miterlebt als Gymnasiast — ja, den des Jahres 1870! — aber die Erinnerung daran beschränkte sich auf Schulfeiern, auf häufiges Absingen der „Wacht am Rhein“, auf Festgottesdienste. Die waren ihm verleidet gewesen durch die Person des Predigers, bei dem er zugleich den Religionsunterricht empfing, und zu dem er in einem stillen Feindschaftsverhältnis stand. Im übrigen hatte es eine Beteiligung der Schuljugend am Krieg, abgesehen vom Scharpiezupfen der Mädchen, nicht gegeben; und in Friedrichs Elternhause war die Reichsgründung nur daraufhin besprochen worden, welchen Einfluß sie etwa hätte auf das leibliche Gedeihen. Ach, die trostlose Enge seiner Umgebung — wie er sich herausgesehnt hatte aus ihr!

Eben diese große Sehnsucht — das begriff er jetzt — hatte ihn vaterlandslos gemacht.

Als junger Doktor hatte er spöttisch gelächelt,

wenn, wie es Brauch war, irgend jemand an Kaisers Geburtstag oder am Sedanstag tönende Reden vom Stapel ließ. Die Hurrapatrioten waren Holtmann verhaft.

Aber das von heute — er fühlte es wohl — das war ein anderes.

Er stieg zu Gladys hinab, ihr die Botschaft mitzuteilen und traf sie umgeben von allerhand umhergestreuten Dingen, einen geöffneten Koffer vor sich. Als sie die Karte in seiner Hand erblickte, ließ sie alles im Stich und lief ihm entgegen.

Ein helles Freudenrot stieg ihr in die Wangen, während er vorlas. „Wenn es nur wirklich gut geht!“ sagte sie leise, „wenn sie nur durchhalten können!“ Daß ein Volk sich im Kampf gegen sieben andere — denn inzwischen waren Japan, Belgien, Montenegro hinzugekommen — siegreich behaupten könne, schien ihr viel unmöglicher, als sie dem Vater, der da vor ihr stand, gestehen wollte.

„Sie reisen ab?“ fragte Holtmann, auf den Koffer deutend.

Ja, sie hielt es nicht aus in der sommerlichen Glut von Rom. Und ans Meer wollte sie nicht zurück — „weil ich mich mit Tante Evelyn verzanft habe wegen das Krieg“ — gestand sie. Nun reiste sie nach München, wo sie entfernte Verwandte hatte und trachten würde, sich irgendwie nützlich zu machen. „Man erhält alle Nachrichten viel direkter als hier; und wenn es unglücklich geht — mir als Amerikanerin man kann nichts tun.“

Nach kurzem Schweigen setzte sie hinzu: „Kommen Sie nicht mit?“

Er senkte die Stirn. Neben ihrer unverzagten Entschlossenheit erschien er sich feig. Aber noch konnte er sich nicht losreißen von hier. Ein Vorgefühl sagte ihm: gehe ich fort, so ist es für immer!

„Ich nütze ja auch dort nichts!“ Das war sein äußerer Grund. So ließ er sie ziehen.

Cecchino, der Kleine, half sehr eifrig, das Gepäck seiner stets freigebigen Gönnerin auf das von ihm herbeigeholte Gefährt zu laden. Noch im letzten Augenblick trug er ihr Grüße an den buonissimo Signore Cesare auf. Vermutlich dachte er: der ganze Krieg spiele sich auf deutschem Boden ab! Gladys lachte, ob schon ein anderes ihr näher stand.

Und nun war sie auch fort, und Friedrich Holtmann war allein.

⊕

⊕

⊕

Allein in einer brütenden Schwüle, inmitten einer Bevölkerung, aus der die Gebildeten und Besitzenden sich längst auf ihre Landsitze begeben hatten, während die meisten Fremden, sofern sie nicht des Krieges willen abgereist waren, Rom vermieden wegen der Fiebergefahr.

In den Zeitungen las er täglich Schmähungen auf Deutschland und pomphafte Siegesberichte der Gegner. Auf den Straßen, in den Läden bot man Postkarten feil, die in Wort und Bild den deutschen Kaiser und sein Volk mit gemeinen Beschimpfungen überhäufte. Im Gegensatz dazu kam bisweilen ein Kartengruß Cäsars, der von gutem Fortschreiten und ruhiger freudiger Zuversicht sprach. Noch war er unversehrt.

Holtmann schrieb Antwort, schrieb überhaupt,

wenn schon kurz, doch häufiger denn je zuvor. Es machte ihm jedesmal einen eigentümlichen Eindruck, den Friedensberuf und den Aufenthaltsort seines Sohnes auf der Adresse unerwähnt zu lassen. Nur „Leutnant der Reserve, soundsovieltes Infanterieregiment, in dem und dem Armeekorps“. Kein Mensch mehr — einer von Millionen, die man bloß nach Ziffern und Fahnen unterschied!

Er nahm die Botschaften des Draußenstehenden zu seiner abendlichen Tafelrunde mit; das Häuflein Deutscher, das gedrückt beisammen saß, empfing jede solche Nachricht als Tauropfen in der Wüste! Wenn er sie anderwärts zeigte, stieß er auf spöttischen oder mitleidigen Unglauben.

Die heißeste Zeit war vorbei; man sah wieder zugereifte und heimgekehrte Gesichter. Eines Abends, auf seinem regelmäßigen Gang zum Trajansforum, begegnete Holtmann einem kleinen Trupp jüngerer Männer in Sportskleidung. Die Straße war eng; er, in Gedanken dahinschreitend, wich nicht rechtzeitig aus. Die anderen schienen aber geflissentlich nicht Platz machen zu wollen; so kam es, daß der zu äußerst Gehende hart gegen ihn stieß.

„So geben Sie doch acht!“ rief der Fremde ihn in gequetscht klingendem Italienisch an.

„Das wäre an Ihnen gewesen,“ wollte Holtmann erwidern; aber ein zweiter, offenbar ein Eingeborener, redete dazwischen. „E un tedesco“ — äußerte er geringschätzig gegen seinen Begleiter.

„Oh, ich sehe! Sie sind Barbaren selbst in Kleinigkeiten.“ Die übrigen lachten zustimmend.

Holtmann stieg das Blut zu Kopfe. Nicht heftig

werden, sich nichts vergeben — nicht! Aber da er den ersten sagen hörte: „Nun, jetzt wird ihnen Anstand gelehrt“ — war es um ihn geschehen.

„Wenn es bei euch Anstand heißt, ruhige Begegnende anzurempeln, so paßt das zum ganzen. Zu eurer Rüpelei und Scheinheiligkeit, ihr Engländer; denn nur ein Engländer mißhandelt die Vokale so und ist daran immer kenntlich. Und ihr anderen, ihr Erben der Cäsaren, schämt ihr euch der Gesellschaft nicht? Meint ihr, man braucht uns nicht Gerechtigkeit zu erzeigen und Treue zu halten, weil wir Barbaren sind? Ja wohl, wir sind die Barbaren, die Abkömmlinge derer, vor denen Roms Weltherrschaft zerbrochen ist. Ein Volk von Kriegern, keins von Lügnern und Krämern! Ich bin stolz, hört ihr, stolz darauf, ein Barbar zu sein!“

Er hatte es mit erhobener Stimme, fast schreiend hervorgesprudelt. Zu sicherer Verständlichkeit auf Italienisch, das ihm ja ebenso geläufig war wie Deutsch. Nur sich gründlich Luft machen, nur nicht ersticken an der plötzlich aufgeloderten Wut! Ohne daß er es wußte, hatte er dabei mit seinem Stock gefuchelt, nichts Sonderbares hier im Lande der leidenschaftlichen Geste! Aber der Italiener, dadurch aufgereizt, sprang auf ihn los, faßte ihn beim Kragen, indes der andere in seinem fremden Kauderwelsch brüllte: „È una spia! Una spia! Es ist ein deutscher Spion!“

Wo die Menschen nur alle herkamen! Als riefte dies Wort sie aus den Pflastersteinen hervor! Ein paar Augenblicke, da sah sich Holtmann von einer schreienden drohenden Menge umringt, die ihm zu

Leibe wollte. Er erhob seine Stimme: „Man hat mich roh beleidigt, bloß weil ich ein Deutscher bin!“ Aber in dem Durcheinander der Herzu drängenden verhallte, was er sprach! Ein paar hielten ihn gepackt, indes ein Besonnener nach einem Carabiniere lief. Holtmann wollte die ihn haltenden Fäuste abschütteln — da fiel ihm das Handgemenge der Straßenjungen ein, das er damals unterbrochen hatte! Er stand plötzlich ganz ruhig, mit gekreuzten Armen, und sein Blick war so verächtlich, daß aus der lärmenden gestikulierenden Menge einige still wurden. Die anderen aber stürzten sich desto wütiger auf ihn — in diesem Augenblicke brach ein fein aussehender älterer Herr sich Bahn durch den Haufen und fragte: „Ma cosa c'è?“

Es war der italienische Gelehrte, dem Holtmann einst die Bemerkung über Cäsars militärisches Aussehen verübelt hatte. In beiderseitigem Erkennen blickten sie einander an — dann trat der Professor rasch an Holtmanns Seite. „Ich kenne den Herrn,“ sagte er nachdrücklich, „er wohnt seit vielen Jahren hier und ist eine Ehre für unsere Stadt. Man tut sehr unrecht, ihn zu beleidigen.“

Die Menge wich murmelnd zurück. Der Professore Commendatore Giustini war eine sehr populäre und hochangesehene Persönlichkeit. Außerdem war er Mitglied der Deputiertenkammer.

Auch der Carabiniere, der nun endlich widerwillig herbeigeschlendert kam, salutierte ihn unter respektvollem Lächeln. Nach kurzer Aufnahme des Tatbestandes und noch kürzerer Verständigung mit dem Commendatore trieb er den Menschenknäuel mit graziöser

Herrschergebärde auseinander. „Geht heim, meine Lieben! Eh via! Fort, fort!“ Von den Anstiftern des Tumultes war nichts mehr zu sehen; die Tapferen hatten anscheinend bei der für Holtmann günstigen Wendung alsbald das Weite gesucht.

Die beiden Altersgenossen schritten durch die leergewordene Straße dahin. „Ich habe Ihnen zu danken,“ begann Holtmann. Mit höflicher Abwehr unterbrach ihn der andere.

„Bitte, nein! Ich habe mich als Römer bei Ihnen zu entschuldigen für unser Volk.“

Holtmann dachte, wie es ihm ehemals geschmeichelt hatte, wenn man ihn für einen Römer hielt.

„Ich hoffe,“ fuhr Giustini fort, „Sie werden sich dadurch zu keinem falschen Urteil hinreißen lassen. Glauben Sie mir, die Kultivierten unter uns wissen genau die großen Eigenschaften Ihres Volkes, des Einzelnen zumal, zu schätzen. Nur die gedankenlose Menge ist ungerecht.“

„Desto wohler tut es, einem Gerechten zu begegnen,“ sprach Holtmann. „Seit Cecchino fast dem einzigen,“ ergänzte er innerlich.

Mit Wärme fuhr Giustini fort: „Alle, die je in Deutschland waren, die es kennen, wünschen ihm Gutes und verwahren sich gegen die Verleumdungen seiner Widersacher. Aber die Aufhebung durch eine Reihe einflußreicher Persönlichkeiten, vielgelesener Blätter wird systematisch betrieben und die Besseren sind in der Minderzahl. Der Italiener im allgemeinen reißt nicht so viel wie der Engländer und Deutsche. Über fremde Länder und Völker muß er sich manches aufschwagen lassen. Und die Gegner

Deutschlands Lügen sogar in Bildern. In den hiesigen Kinos werden falsche Filme von deutschen Greuelthaten abgerollt; als ich meinen Schneider neu-lich darüber aufklärte, war er nicht zu befehlen. „Ma che! Signor Professore, eine Photographie lügt doch nicht.“ — Und dann die Verwechslung des Reichsdeutschen mit dem Oesterreicher, den unser Volk einmal nicht leiden kann.“

„Nicht leiden kann“ — wiederholte Holtmann nachdrücklich. „Erlauben Sie, Herr Professor, wenn man mit einem früheren Gegner ein Bündnis eingeht und über dreißig Jahre aufrecht hält, so nimmt man an, daß das Vergangene vergeben ist, wie es zwischen Widersachern ja geschehen kann. Wenigstens wir Deutsche in unserem einfältigen Begriff von Aufrichtigkeit deuten das so. Daß man um Vorteils willen sich anscheinend versöhnt, dann um Vorteils willen den Haß wieder hervorholt, das ist —“

Giustini machte eine Bewegung. Sein feines Gesicht unter dem weißen Haar, gegen das die dunklen Brauen seltsam abstachen, trug einen abweisenden Zug.

„Nein, fürchten Sie nichts! Ich sage das Wort nicht. Aber diese Feindseligkeit gegen unsre Bundesbrüder erstreckt sich auf uns sämtliche andre Deutsche, auf Schweizer sogar. Haben wir in so viel Jahren des Handels und geistigen Austausches, des Reiseverkehrs dazu jemals Grund gegeben?“

„Caro mio, Sie begreifen, daß bei alledem auch der Genius der Rasse mitspricht. Germanen und Romanen, so sehr sie sich achten mögen, sind nicht eines Stammes — vielmehr zieht es die meisten

Italiener zu Frankreich! Was wollen Sie, verehrter Herr! das Blut, die Rasse ist eben eine Macht."

Friedrich Holtmann blieb stehen.

"Sie haben recht," sagte er rauh und fest. „Die Rasse entscheidet. Sie ist stärker als jedes geistige Bindeglied. Ich war ein Tor, daß ich das nicht früher einsah. Seien Sie bedankt, auch für diese Belehrung — und leben Sie wohl!"

„Wohin so eilig? Was haben Sie jetzt vor?"

„Wohin ich will? Das ist sehr einfach: Ich will nach Deutschland. In das Land, wo ich daheim bin, für das mein Sohn kämpft. Morgen gehe ich fort."

⊕

⊕

⊕

Holtmann saß im Bahnzug, der über den Brenner fuhr. —

Bei seinem Abschied hatte die Signora Erminia viele Tränen geweint, ihm auch noch alles erdenkliche Liebe und Gute angetan. Sie und sämtliche Hausgenossen, denen sein Scheiden mehr oder minder zu Herzen ging, hatten ihm von der Türe nachgewinkt: „Glückliche Fahrt, Signor! Auf Wiedersehen! Kommen Sie gut zurück!" Er lächelte bitter dazu.

Die Gegend, die er durchsaufte, hatte er beinahe keiner Betrachtung gewürdigt, auch Rom keinen Scheideblick gegönnt. Nur da der Zug den Bahnhof verließ, hatte er im Innern den Riß verspürt, der anzeigt, daß einem die Liebe eines Lebens versinkt.

An der Grenze gab es, dem Krieg entsprechend, allerhand Paß- und Zollplage. Von hier an gewahrte er, der von den Begleitererscheinungen des

Krieges nichts gewußt, deren erste: die bewaffneten Bahnwachen.

Er hielt sich nirgends auf, sondern fuhr in einem Zuge durch nach München. Von einer der Stationen vorher hatte er ein Telegramm an Gladys gesandt. Dann saß er wieder und lauschte unwillkürlich den Gesprächen der mitreisenden Deutschen und Österreicher über den Krieg. Die meisten wußten von Waffenerfolgen zu berichten, äußerten Zuversicht, ja Begeisterung. Holtmann saß stumm dabei.

Was hätte er sagen sollen? — „Dort, wo ich herkomme, glaubt niemand an euren Sieg. Dort hält man euch für verloren und des Verlierens wert.“

Lieber schwieg er und lauschte den Reden, aus denen hervorging, daß jeder irgendwie vom Kriege betroffen war. Aber alle trugen ihr Betroffensein mit einem gewissen Stolz.

Fast auf jeder Station stiegen Soldaten ein: über die Hälfte des Zuges war von ihnen voll. Auf der Strecke Ruffstein—München wurden ihrer mehr und mehr. Holtmann hatte nie gewußt, daß es so viel wehrfähige Mannheit gab. Er entsann sich, wie er vorgestern in Rom sich zum erstenmal des alten Waffenruhms der Germanen gerühmt hatte, gerühmt mit Worten, ähnlich denen seines Sohnes.

München! Er war am Ziel! In der Aussteigehalle hieß es, ein wenig warten, weil eben wieder ein endloser Zug mit Soldaten abgelassen wurde. Alle waren mit Blumen geschmückt, die für sie bereitstehenden Wagen bekränzt. Vielstimmig durchbrauste ihr kräftiger Gesang die Halle: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Und dann die Stadt! —

Ein Getriebe, eine Geschäftigkeit, wie sich Holtmann nie entsann, gesehen zu haben. Es nahm ihn wunder, daß kein Unheil geschah bei solchem gesteigerten Verkehr. Was ihm aber noch mehr aufsiel, war die Ruhe unter aller Hast. Jedes Ding klappte, war in Ordnung; jeder Mensch war auf seinem Platze, tat seine Schuldigkeit. Der Zugereiste las die Gesichter und las neben tiefem Ernst eine gefasste Entschlossenheit, die zu sagen schien: „Ja, nun geht es also um unser Dasein, um alles, was wir haben und sind. Aber das ist kein Grund, damit Verwirrung und Pflichtlosigkeit einreißt.“

Auf der Bahn bedeutete man ihm: es würde etwas länger dauern, bis er seinen Koffer bekäme. Im Gasthof bat man ihn höflich, etwas Nachsicht mit der Bedienung zu haben, da über die Hälfte der Angestellten zum Heer eingerückt sei. Doch nahm der Betrieb seinen gewohnten Gang. Nur in einer mißtrauischen Erregung des Volkes gegen Fremde äußerte sich das, was in den Gemütern wühlte und grollte. Er sah, wie die Begegnenden ihn argwöhnisch musterten, um des ausländischen Zuges willen, der ihm anhaftete. Und Miß Gladys, die in einer ihr empfohlenen Pension abgestiegen war, erzählte, da sie ihn zu besuchen kam: sie hätte ihrer anglistierenden Aussprache wegen beinahe Unannehmlichkeiten auf der Straße gehabt. Sie nahm es jedoch mit Humor und trug nur seitdem ein kleines Stern- und Streifenbanner als Abzeichen auf der Brust. Jetzt war sie genugsam geschützt durch die Tracht der Krankenpflegerin; denn sie hatte es erreicht, eine

Stelle als Helferin zu finden an dem Lazarett, das die amerikanische Kolonie aus eigenen Mitteln errichtet hatte.

Sie konnte ihm auch nur beschränkte Zeit widmen, ihn über die ersten paar Stunden des Unbehagens in der fremden Umgebung hinwegtäuschen. Dann rief die Pflicht sie ab. Holtmann aß einsam zu Nacht und machte, von der Milde des Herbstabends verlockt, noch spät einen Spaziergang.

Er wählte abgelegene Straßen. Die Allerwelts Häuser, die da in den sacht verdämmernden Himmel ragten, taten seinem verwöhnten Auge weh. Er sehnte sich — nach Rom.

Getrappel von Pferdehufen. Ein Zug Reiterei kam daher. Wieder Truppen — wuchsen sie denn aus dem Boden hervor? Und ebenso, wie durch Zauber, war die wenig belebte Straße im Nu mit Menschen erfüllt. Dichte Reihen standen den Fußsteig entlang, entblößten Hauptes; etliche schüttelten den Reitern die Hand, riefen ihnen einen kräftigen Abschied zu. Eine junge Frau, mit einem etwa halbjährigen Kindchen auf dem Arm, drängte sich an des vordersten Reiters Pferd heran, reckte sich und legte das Händchen ihres Kleinen in die Soldatenhand. „Wissen Sie: die Unschuldigen bringen Glück,“ sagte sie treuherzig.

Lange war Friedrich Holtmann nichts so zu Herzen gegangen wie dieser Zug seelischer Anmut inmitten von all dem finsternen Ernst. —

⊕

⊕

⊕

In die Stille seines Zimmers schlug ein brausendes Hurrageschrei an sein Ohr. Wieder ein Sieg —

was konnte es sonst sein! Er lächelte fast über sich selber, daß ihn das so froh machte. Da doch die Lage deshalb nicht minder gefährlich ward!

Als er die Treppe hinabstieg, trat ein Bediensteter des Hauses zu ihm heran und überreichte ihm die Post. Ein Stadtbriefchen von Miß Gladys und eine Karte — Feldpost — von der deutschen Botschaft in Rom ihm nachgesandt. Es ging Cäsar noch gut — Gottlob!

Gladys hatte ihm ein Stellbchein im Deutschen Museum gegeben; er nahm ihr die Karte dorthin mit. Dabei fand es sich, daß Gladys selbst schon wiederholt Nachrichten erhalten hatte; es kam ihm nicht überraschend, da Cäsar ihn um ihre Münchner Adresse gebeten. Ein wenig lächelte er, als er sah: sie trug den jüngst empfangenen Gruß „ganz zufällig“ im Täschchen mit sich.

„Es ist nur gut,“ sagte Gladys, „daß Italien neutral bleibt.“ — „Bis jetzt,“ ergänzte er kurz. Sie erschraf.

„Mein Himmel, wenn das auch noch käme! Und wie hart für uns, die wir dort gelebt haben, namentlich für Sie.“ — Er zuckte nur die Achseln. „Ich glaube in dieser Hinsicht an nichts mehr.“

Einstweilen richtete er sich in München häuslich ein. Gladys half ihm, ein paar Zimmer in einem freundlichen Hause suchen. Gegen diese Stadt wehrte sich nichts in ihm wie gegen seinen ehemaligen kleinstädtischen Wohnsitz. Er war vor vielen Jahren einmal hier gewesen, um die Museen zu studieren. Nun fesselte ihn ein anderes.

Er lernte Deutschland kennen!

Er hörte Dinge, die ihn mit einem erst ungläubigen, dann gerührten Staunen erfüllten. Ein deutscher Professor, an den er empfohlen war, erzählte ihm bei einem Besuch vom Ende eines jungen, hochbegabten Mannes, der kurz vor Kriegsbeginn seinen Doktor gemacht hatte. Der hatte mit seinen Kameraden ein Dorf verteidigt, das sie schließlich vor französischer Übermacht räumen mußten. Die Kompanie des deutschen Doktors befand sich noch im Rückzug durch die enge Dorfgasse, als die Franzosen schon eindringen. Er sperrte den Eingang der Gasse mit einem von ihm bedienten Maschinengewehr und feuerte, feuerte, um die kleine Schar seiner abziehenden Gefährten zu retten. Eine Schrapnellkugel traf ihn in den rechten Arm — er schoß weiter, mit dem linken, schoß, nachdem er noch von drei Kugeln getroffen war, bis endlich eine ihm den Kopf zerschmetterte. Aber da war die Kompanie in Sicherheit. —

„Mucius Scävola!“ — dachte Holtmann. „Nein, mehr als das!“

Ein anderes erlebte er selbst. Er war zu einer der Sammelstellen gegangen, wo für die Christbescherung der Soldaten gespendet ward und hatte die Summe hingetragen, die er sonst um diese Zeit des Jahres an seinen Sohn gesandt. Da kam, während er seinen Zoll entrichtete, eine Bäuerin schüchtern hereingetrippelt, ein Altes, dessen Antlitz so durchfurcht und durchgraben war wie eine holperige Landstraße, vermutlich weil der Karren des Schicksals so hart darüber gefahren war. Die knüpfte mit großer Umständlichkeit einen verschürzten Paß auf,

aus dem sie etliche Meter feste schöne Bauernleinwand entwickelte. „Das hätt' für mein Sterbehemd sein sollen und für mein letztes Leintuch,“ sagte sie. „Jetzt tät ich halt bitten, daß man's verarbeitet für die Unfern im Feld.“ Der Abnehmer des Geschenkes hielt es mit einer gewissen Ehrfurcht und begehrte den Namen der Spenderin zu wissen. Sie lächelte verschämt. „Das braucht's nicht,“ sagte sie, nickte und ging hinaus.

Das Bild der Alten blieb das einzige nicht, das Friedrich Holtmanns Seele in diesen Wochen aufnahm und sich einprägte. Er sah junge Frauen in Trauerschleiern, Väter und Mütter, die über Nacht grau geworden waren durch den Tod des Sohnes oder gar der Söhne. Fast alle hielten das Haupt nicht gesenkt, sondern trugen es mit stiller Ruhe aufrecht, als strömte aus der Leidenskrone, die ihnen aufgelegt worden, eine Weihende Kraft. Holtmann mußte sich gestehen, daß hier etwas lebte, was er tot und vergangen gewähnt: das Heldentum in der Menschheit, in seinem Volke zumal. Ja, der Geist der Antike war es, der im heutigen Deutschland siegreich auferstand!

Er wollte auch nicht müßig sein. Er schrieb Briefe und Aufsätze, übersetzte die Auslassungen unparteiischer Blätter. Überallhin versandte er das Geschriebene; er begleitete es mit Zeitungsausschnitten, die das schilderten, was er täglich erlebte und sah. Er verlangte ja nicht, daß man Partei ergreifen sollte für sein Vaterland, er forderte nur das eine: „Seid gerecht! Glaubt uns! Seht uns, wie wir sind!“

Selten, sehr selten, daß ein freundliches Echo ihm zurückschallte! Meist kam keine Antwort, oder sie klang kühl; mehrmals wurden Beschimpfungen sein Lohn.

Die Menschen, die mit ihm gelebt, die ihn als das Gegenteil eines verblendeten Chauvinisten gekannt hatten, glaubten ihm nicht. Sie sahen in ihm nichts mehr, denn den Angehörigen einer Rasse, die sich, wie behauptet ward, auf Erden zu breit machte und deshalb unbeliebt war.

Sein Traum vom Weltbürgertum! Es gab ja keine Weltbürger; jedem schien die Welt innerhalb seiner Grenzpfähle die einzige.

Nur Giustini schrieb Antwort in einem warmen, vornehmen Ton und hieß ihn vertrauen auf ihrer beiden Völker geistiges Band.

Ähnlich wie Holtmann erging es auch Gladys. Mit dem Versuch, auf ihre Landsleute jenseits des Meeres zu wirken, war es ihr so schlecht geglückt, wie ihm mit Italien. Sie hatte aufklärende Zeitungen und Flugschriften hinübergesandt, hatte geschrieben, daß die Waffenlieferung von Amerika an Deutschlands Gegner ihr und anderen hier lebenden Amerikanern kränkend sei, als ein Verstoß gegen ihres Landes Freiheit und Unparteilichkeit. Aber es war umsonst gewesen.

Sie gelobten sich gegenseitig, die Aufklärungsversuche, die ihnen nichts als bittere Erfahrungen einbrachten, zu unterlassen. Holtmann tat nach Gladys Vorbild: er trachtete zu helfen. Obgleich der helfenden Hände so viele waren, gelang es ihm dennoch. Der stattliche Mann mit dem strenggeschnittenen

Römerkopf erregte Aufsehen und Zutrauen, gepaart mit der Ehrfurcht vor einem Vater, dessen Einziger im Felde steht. Holtmann hatte das Gefühl, als wandle der Entfernte neben ihm und gebe sein Wort zu allem, was er tat.

Er hatte seinem Sohn dies sein Erleben geschrieben, ausführlich. Das würde Cäsar freuen!

Nach etlichen Tagen aber lag der Brief, den er ins Feld gesandt, nebst einem Päckchen guter Dinge, wieder auf seinem Frühstückstisch. Beides trug die lakonische Aufschrift: „Zurück“.

Warum zurück? War Cäsar zu einem anderen Heeresteil gekommen? — Oder war er verwundet?

Holtmann suchte Gladys auf und traf sie bestürzt. Sie hatte gleichfalls zwei Kistchen mit Schokolade als unbestellbar zurückerhalten. Auf dem einen stand hinter dem Worte „Zurück“ noch ein zweites Wort gekritzelt: „Vermißt“.

Sie vermieden einander anzusehen. Eines verbarg dem andern seine Angst. Gladys war still und sehr blaß.

Holtmann ging sogleich aufs Kriegsministerium. Obschon Cäsar keinem bayerischen Truppenteil angehörte, ward dem Vater freundlicher Rat gegeben, wie er sich am ehesten sichere Auskunft verschaffen könnte. Einige Tage freilich würden verstreichen, ehe die Nachricht kam.

Einige Tage! Wie endlos lang wurden sie!

Auf einsamen Wanderungen, in stummen Dämmerstunden rief sich Holtmann das lange Beisammensein mit seinem Sohne zurück. Er wiederholte sich dessen hingeworfene Reden, suchte sich seine Mienen

zu vergegenwärtigen. Und was ihn früher gereizt, was ihm der schroffste Gegensatz seines eigenen Wesens gebedacht hatte, besaß nun keinen Stachel mehr. Ja, er erkannte darin verwandte Züge, bloß umgemodelt durch Verschiedenheit des Alters, der Umgebung, des Temperamentes. Er, der Vater, hatte sich nur die Mühe nicht genommen, seinen Sohn unbefangenen kennen zu lernen, so wenig wie er dessen verstorbene Mutter gekannt.

So kam Weihnachten heran.

Friedrich Holtmann rüstete in seiner Stube den Tisch; denn Gladys hatte ihm zugesagt, nach der Bescherung im Lazarett zu ihm zu kommen. So gut er vermochte, brachte er etwas Traulichkeit inmitten der gleichgültigen Einrichtung seines Mietzimmers zustande. Auf den weißgedeckten Tisch stellte er die — zufällig mit eingepackte — römische Ampel, daneben zwei Armleuchter mit brennenden Kerzen. Die besten Glasschalen seiner Wirtin hatte er entliehen, um sie mit Weihnachtsg Gebäck, Datteln und Mandarinen zu füllen; auch ein echt italienisches strohumsflochtenes Fiasco voll Südwine fehlte nicht. Das alles kränzte er mit Tannenzweigen und legte dann das Beste dazwischen: ein Bild seines Jungen aus der Studentenzeit, das er hervorgesucht und für Gladys hatte vergrößern lassen. Nun war er fertig.

Im Hause gegenüber glommen durchs Fenster allerhand zitternde, gleichmäßig verteilte Sternchen auf. Durch seine Wirtin mußte Holtmann, daß da drüben die Großeltern und die junge Mutter den Christbaum anzündeten für zwei Kleine, deren Vater im Felde stand. In Sinnen versunken starrte er

nach den Glycersternchen, bis ein Geräusch ihn aufschreckte. Ein Brief ward ihm hereingereicht — er trug den Stempel von seines Sohnes Regiment. —

Holtmann hatte das Gefühl, daß eine würgende Hand ihm an die Kehle griff. Er riß das Schreiben auf und las —

In schonenden, mitfühlenden Worten ward ihm eröffnet, daß ein paar Kameraden seinen Sohn hätten fallen sehen. Zwar habe man den Toten nicht gefunden — indes — —

Der Vater stand unbeweglich; die Lichter drüben funkelten und tanzten vor ihm. Nun also war alles aus! — Alles! —

Eine helle Stimme — ein Kleiderrauschen — er wandte sich kaum — ach: Gladys!

Sie gewährte sogleich, was er in der Hand hielt. Und den wesenlosen Blick, mit dem er sie ansah. Ein Bittern überfiel sie, daß sie sich am Tische stützen mußte.

Er reichte ihr den Brief. Sie starrte mit überquellenden Augen darauf hin — glitt sacht in einen der Sessel am Tische, — ihr Kopf sank auf die Arme, die sie über dem Bilde verschränkt auf die Platte gelegt hatte. Holtmann stand und sah, wie unter dem weichen, hellen Stoff, in den sie gekleidet war, die junge Brust sich zuckend hob, und wie ihre Tränen zwischen den Fingern hindurch auf das Bild fielen, gleich dem Wachs, das langsam von den Leuchtern tropfte. Er trat hinter sie und streichelte ihr Haar.

„Sie haben ihn lieb gehabt,“ sprach er sanft. Sie erwiderte nichts, neigte nur bejahend die Stirn — und schluchzte.

Er dachte daran, daß die Ahnung hiervon ehemals seine späte Manneiseitlichkeit — denn etwas anderes war es nicht gewesen — peinlich berührt hatte. Und heute hätte er alles hingegeben, wenn der, dem diese Tränen galten, hier gestanden hätte, um sie beide an sein Herz zu schließen. Denn nun, da es zu spät, und der Sohn ihm auf immer verloren war — nun liebte er ihn auch! —

⊕

⊕

Die Zeit schien stillzustehen. Holtmann wenigstens empfand ihr Vorrücken nicht mehr.

Automatenhaft ging und sprach er, tat, was ihm oblag. Er betrachtete die übernommenen Pflichten wie ein Vermächtnis seines Sohnes. Ohne daß er darüber redete, schritt er all dessen Gedankengänge nach.

Das war seine Art, ihn sich auferstehen zu lassen. Eine andre Auferstehung glaubte er nicht.

Mit der vollen Herbheit, die er hervorkehren konnte, wehrte er sich auch dagegen, ein milderer Schicksalsverdikt zu erlangen. Gladys hatte vielfältige Nachforschungen angestellt, durch das Rote Kreuz, durch auswärtige Konsulate: sie hoffte noch. Er wies die Hoffnung ab; seine schonungslose Selbstkritik ließ ihn das, was ihn betroffen hatte, als gerecht empfinden.

Und die Trauer schien noch erträglicher als die schreckliche Leere, die in ihm war. Sein verflorrenes Leben war doch im Grunde nichts gewesen als etwas Unwirkliches, eine fortgesetzte Selbsttäuschung. Er hatte einen Sohn verloren, ehe er ihn besessen. Er

hatte sich daheim gefühlt in einem Lande, das er sein Wunschland nannte, und das eigentlich nur in seiner Vorstellung bestanden hatte. Die Wirklichkeit, die dem Bilde so wenig glich, vertrieb ihn daraus.

Die Heimat, der er den Rücken gewandt hatte, weil sein Lebenskreis darin ihm mißfiel, stellte sich ihm höher, größer, liebenswerter dar, als er je geglaubt. Aber das Wiederfinden geschah zu spät. Sie hatte ihm nichts mehr zu geben als ein Grab für sich und seinen Sohn. Nein: sein Sohn, der sie so geliebt hatte, lag in der Fremde draußen — irgendwo —

Alles war eitel gewesen — und alles war tot! Die Welt umher mochte aus diesem furchtbaren Ringen vielleicht erneut hervorgehen. Seine innere Welt, in der er gelebt, war zerbrochen und dahin —

⊕

⊕

⊕

Das neue Jahr brach an. Schwer für alle Welt — am schwersten für einen, der seine Zukunft begraben hat.

Schnee stiebte vom Himmel. Holtmann, der von südlicher Sonne verwöhnt, dachte fröstelnd an vereisete Schlachtfelder, an rotgefärbten Schnee —

Durch das Fenster sah er jemand hastig auf das Haus zukommen, in Mützchen und Muff. Trotz des verschleiernnden Stöberns erkannte er Gladys. Warum lief sie so? Es gab doch für sie beide nichts Eiliges mehr auf der Welt.

Aber was bedeutete das? Sie hatte ihn am Fenster erspäht, winkte mit den Armen, schwenkte ihren Muff. — Eine Aufregung bemächtigte sich seiner, so jäh,

daß er aufsprang, alles stehen ließ, hinauseilte, barhaupt, durch den Hausflur, bis ans Thor.

Sie stürzte ihm entgegen, umhalsste ihn, lachte, weinte in einem Atem: „Er lebt!“ — — — — —



Zuerst hatte er es nicht fassen können. Allmählich begriff er, daß es wirklich so war. Aus einer elsässischen Stadt hatte Gladys die Nachricht erhalten, daß Cäsar schwerverwundet im dortigen Lazarett lag. Wie er dorthin gelangt, warum die Nachricht nur an sie und nicht an den Vater gekommen war, blieb un-  
aufgeklärt.

Sie machten sich beide sogleich auf; sie reisten Tag und Nacht, keiner Mühsal achtend. So erreichten sie das Ziel und fanden ihn.

Es stand nicht gut. Er hatte einen Schenkelschuß und eine Kopfwunde, die hart am Leben vorbeigegangen war. Ob das Leben wirklich erhalten bleiben und kein fieches sein würde, schien ungewiß. Nur die Jugendkraft des Verwundeten ließ es hoffen.

So begann das qualvolle Warten aufs neue. Tage, die mit der bangen Frage anfangen: „Wie wird es heute sein?“ — Nächte, in denen die Angst vor dem Morgen den Schlaf verscheuchte! Dieser Zustand hielt durch Wochen an. Sie durften nicht einmal oft und lange bei ihrem Verwundeten weilen. Mitunter erkannte er sie — dann wieder nicht.

Gladys bot all ihren Mut auf; Holtmann duldete in starrer Ergebung, wie einer, der mit gebücktem Nacken des unausweichlichen Streiches harret.

Aber der Streich fiel nicht herab. Selbst an dem Tage nicht, da der Arzt ihn und Gladys, nach der täglichen Untersuchung Cäsars, beiseite nahm. „Es geht zu Ende — nun wird er es uns sagen,“ dachte Holtmann. Jedoch der Arzt sagte etwas ganz andres.

„Der Heilungsprozeß schreitet vorwärts, wenn auch langsam. Ich glaube: wir dürfen unsern Kranken als gerettet ansehen.“

⊕

⊕

⊕

Behutsam geleiteten sie ihn nach München, wo er in einer der Kliniken Aufnahme fand. Er litt noch viel; dennoch hatten sie alle drei das Gefühl, in ihrem Leben nie glücklicher gewesen zu sein.

Cäsar war des wiedergewonnenen Daseins so froh, so dankbar, sie beide bei sich zu haben. Nun erfuhren sie auch, wie er ihnen erhalten geblieben war. Als er getroffen niederstürzte, war sein Bewußtsein geschwunden. In tiefer Nacht kam er mählich zu sich, von Wundschmerz und brennendem Durst gepeinigt, rings um ihn her ein Wall von Toten, Freund und Feind. So grauenvoll deren Nähe war, graute ihm noch mehr davor, den vielleicht das Schlachtfeld absuchenden Feinden in die Hände zu fallen. Langsam, so langsam, daß niemand ihn sehen konnte, war er auf allen Vieren vorwärts gekrochen zwischen den Leichen, weit hinweg aus der Nähe der feindlichen Gräben und Geschosse. Wie ein wundes Tier hatte er zu seiner Erquickung Schnee geleckt und den brennenden Kopf im Schnee gefühlt. Am Rand eines Wäldchens war er abermals bewußtlos zu-

sammengebrochen; dort hatten deutsche Sanitäter mit ihren Hunden ihn entdeckt nach geraumer Zeit und ihn zunächst in ein Feldlazarett verbracht, dann zu besserer Pflege in die Stadt, wo die Seinen ihn gefunden hatten.

Ehemals hatte Holtmann, der seit der Knabenzeit nicht mehr krank gewesen, eine instinktive Abneigung gegen körperliche Leiden, Gebrechen und Wunden gehegt. Bei dem Bericht seines Sohnes empfand er nur das Erschütternde, die wilde Poesie des modernen Helbengedichts.

Warum an ihn, den Vater, keine Nachricht gesandt worden, war schon früher zutage gekommen. In dem Dämmerzustand, den seine schwere Verwundung verursachte, hatte Cäsar dem Lazarettarzt, der sich zur Benachrichtigung der Verwandten erbot, seines Vaters römische Adresse gegeben. „Mit zerschossenem Schädel denkt man ungenau, weist du! Und in meiner Vorstellung warst du unzertrennlich von Rom.“ — Dann aber hatte der Arzt ihn nochmals gefragt, ob nicht auch in Deutschland sich irgend welche ihm Nahestehende aufhielten? Denn insgeheim hatte er für Cäsars Leben gefürchtet und Angehörige herbeirufen wollen, die schneller eintreffen könnten als der Vater aus Rom. Da hatte Cäsar Gladys genannt.

Gladys hatte es erreicht, ihre bisherige Wirksamkeit aufgeben und dafür Cäsar pflegen zu dürfen. Sie tat es mit so heiterer Selbstverständlichkeit, als gehörte er in erster Linie ihr.

Und nach einigen Wochen war es auch wirklich so.

Holtmann hatte es gewünscht und erwartet. Er

war keineswegs überrascht, da er eines Tages, beim Eintritt in seines Sohnes Krankenzimmer, die biegsame Gestalt der Pflegerin in Cäsars noch matten Arm geschmiegt fand. „Meine Kinder!“ sagte er einfach und streckte ihnen glückwünschend die Hände hin, noch ehe sie ihm in wohlgeordneter Rede ihre Brautenschaft melden und seine Einwilligung erbitten konnten.

Sie waren unbeschreiblich glücklich. Sie bauten gemeinsam das Lustschloß ihres künftigen Lebens aus. Cäsar neckte Gladys, ob es sie nicht stören würde, falls das Haar über der Kopfnarbe dünn nachwüchse? und sie lachte und meinte: für das, was er vorhätte, sähe es eben recht würdig aus. Ein großes Erziehungsheim wollten sie gründen und berieten alle die hygienischen und ethischen Grundsätze, nach denen die darin aufgenommene kleine Menschheit aufwachsen sollte. Gesund und abgehärtet, aber keine bloßen Sportsleute, herzlich fromm ohne Muckerei, friedfertig aber nicht schwächlich, tapfer, doch nicht rauf- lustig, voll Liebe für die ganze Menschheit, am meisten aber für das eigene Vaterland.

„Mit einem Wort: lauter Idealmenschen!“ bemerkte Holtmann dazu. „Es ist merkwürdig, der Deutsche schulmeistert gar zu gern, auch wenn er eben aus dem Kriege kommt.“ — Die beiden verargten ihm den Spott nicht; sie hatten vielmehr eine zarte und liebe Art, in ihre Zukunftspläne ihn einzu- beziehen. Gladys, die schon den Bau des künftigen Hauses übersann, hatte sich eine hohe lustige Erker- stube für den Vater ausgedacht, mit freiem Blick in die Landschaft — und Cäsar sagte: die Einrichtung mußte ganz so sein wie in Rom, damit der Vater,

von dort kommend, sich gleich heimisch fühlte. „Werde ich je wieder dort sein, von dort kommen?“ — fragte sich Holtmann innerlich. Allein er sprach es nicht aus. Er sprach auch von dem nicht, was sie alle drei sich im Stillen sagten: daß Cäsar, wenn er völlig gesundete, zunächst wieder hinaus mußte ins Feld.

Sich nicht erinnern! Nicht an die Zukunft denken! Die Gegenwart war mächtig genug.

Er war jetzt täglich bei seinem Sohn. Anfänglich nur kurz, damit es nicht zu viel würde für die langsam wiederkehrende Kraft des Genesenden. Dann mählich länger. Immer hatte er ihm etwas zu erzählen, ihm Kunde zu bringen von draußen. „Ihr seid für mich wie Wotans beide Raben,“ sagte Cäsar scherzhaft von ihm und von Gladys.

Und einmal, da sie allein waren, sprach er zu dem Sohn auch von dem, was sie getrennt hatte.

„Ich habe euch Heutige nicht gekannt. Ich habe euch für schwächlich und defakent gehalten, weil ihr dem Einzelnen so viel nachfragtet, weil eure Sehnsucht am Übersinnlichen herumtastete, weil ich, in meiner Welt festgewurzelt, die eurige nicht verstand. Jetzt sehe ich, wie stark ihr seid, so einfach und selbstverständlich stark wie die Helden des Altertums. Wir Älteren müssen uns schämen vor euch.“

„Nein, Vater, das müßt ihr gar nicht. Denn ihr seid es, die uns erzogen haben. Den Begriff des Heldentums und den viel belächelten deutschen Idealismus habt ihr in uns gepflanzt; uns unbewußt hat er in uns gekeimt und sich entfaltet, wenn auch anders als ihr es gedacht. Ihr, die ihr zwischen zwei Kriege fielt, hattet nicht zu bewähren, was ihr uns

gelehrt; nun machen wir der Schulung Ehre auf unsre Art."

Im Dämmer des Krankenzimmers bog der Vater sich über das Bett und tat etwas, das er seit Cäsars Kindheit nicht getan hatte: er küßte seinen Sohn.

⊕

⊕

⊕

Cäsars Genesung war so weit vorgeschritten, daß er am Stocke, sogar ohne stützenden Arm, im Hofgarten frische Luft schöpfen konnte. Dort lenzte es mit Macht: die Bäume blühten; die Beete zwischen dem jungen Rasen funkelten frühlingbunt. Und die Sonne schien so wundervoll warm.

Gewöhnlich saßen sie zu dreien auf einer Bank, von den Vorübergehenden mit Achtung und Wohlgefallen betrachtet, weil dort ein verwundeter junger Krieger saß.

Auch von draußen kam Frühlingsbotschaft; die da gefallen waren, hatten nicht umsonst mit ihrem Blute die braunen Schollen getränkt. Nun keimte die Saat; vom Osten, vom Westen ward gemeldet: Sieg!

Aber von Süden her zogen dunkle Wolken auf; eine Verlängerung des Krieges schien von dorthier zu drohen. Es hieß: nun rüste Italien sich zum Krieg! Der mögliche Abfall des durch dreißig Jahre verbündeten Volkes rührte mächtiger an die Gemüter als alle Gegnerschaft der bisherigen Feinde gekonnt.

Manches heftige Wort der Anklage wider das Land, das seine Wahlheimat gewesen war, hatte Holtmann schon hören müssen. Er hatte geschwiegen dazu. Und Cäsar wie Gladys hatten jeweils das Gespräch geschickt abgelenkt.

Nur heute, da sie beisammen saßen auf ihrer Sonnenbank und alles Licht und Friede um sie her war, huben sie von der Entscheidung zu sprechen an, die unmittelbar bevorstand. Wenn Italien, nicht zufrieden mit dem Zuwachs, den Oesterreich durch Deutschlands Vermittlung ihm bewilligen wollte, zum Schwerte griff, so verzögerte es mindestens der beiden Sieg. Daß es ihn vereiteln könnte, glaubte Cäsar so wenig wie irgend einer, der im deutschen Heer mitgefochten hatte.

Aber als Sohn empfand er tief, welch eine Enttäuschung damit seinem Vater angetan ward.

Wenn er am Ende noch kämpfen mußte gegen seines Vaters Lieblingsland. — „Das würde dich doch so schmerzen!“

Holtmann zuckte die Achseln. „Es geht jetzt in einem hin.“

So ruhig er darüber sprach, in seinem Innern wehrte er sich noch gegen diese Möglichkeit. Er entsann sich der Worte Giustinis, er wußte: wie jener, so dachten Hunderte, Tausende anderer, der beste Teil der Nation! Diese mußten die Macht haben, dem anschwellenden Kriegswahnsinn zu steuern. Italien konnte, durfte nicht mit Deutschlands Gegnern gehen!

Die Aufregung und die Spannung wuchsen, je wirrer und wilder die Nachrichten von jenseits der Alpen lauteten. Sie wuchsen bis zum Unerträglichen; jede Gewißheit, auch die schlimmste, war vorzuziehen.

Holtmann hatte seinen Sohn und dessen Braut auf ihrer Sonnenbank verlassen, um nach den neuesten Telegrammen zu sehen, die um diese Zeit angeschlagen wurden. Er sah von weitem: etwas Wichtiges!

Denn die Menschen drängten sich vor dem Anschlag. Er brach sich Bahn — er las — Die Kammer in Rom gab der Regierung unbeschränkte Vollmacht! Das war der Krieg!

Als er zurücktrat, berührte eine Hand seinen Arm. „Herr Professor, Sie auch hier?“ Einer aus seiner Tafelrunde vom Trajansforum, der Kunsthändler, dessen Sohn aus Texas zur Erfüllung seiner Heerespflicht geeilt war.

„Sie sind geflüchtet?“ fragte Holtmann. „Ja, ich mußte. Es gibt dort kein Plätzchen mehr für unsereins.“

Sie reichten sich die Hand, die beiden Alternden; ihre Blicke tauchten tief ineinander. Ohne Worte wußte einer, was im andern vorging. Mit dem Sonnenland, der Wahlheimat war es vorbei.

Holtmann schritt zu den Seinen zurück, aufrecht wie sonst. Seine Gedanken nahmen Abschied von dort drüben, für immer. Noch eine Regung des Dankes für alles, was er dort empfangen und genossen hatte, eine Regung des Mitleids für all die Unschuldigen, die den Krieg nicht wollten und von ihm mitbetroffen wurden. Dann nichts mehr!

In diesen Monaten durchrüttelnden Erlebens hatte seine Seele heimgefunden. Er war ein Deutscher und wollte nichts anderes sein.

Cäsar und Gladys schauten ihm fragend entgegen. Sie lasen in seinen Mienen die Antwort, noch ehe er sprach: „Der Krieg ist da.“

Gladys bekam feuchte Augen: sie hatte immer gehofft. Cäsar ergriff seines Vaters Hand; der hielt die seine fest und drückte sie stark.

„Es macht nichts. Hauptsache ist, daß du lebst und Deutschland lebt.“

Und mit einem Anflug früherer Schroffheit setzte er hinzu: „Wenn du noch einmal mit mußt, wenn es gegen die von da drüben geht, so tu dein Bestes, hörst du! Wir müssen sie unterkriegen!“

In Engelhorns Romanbibliothek  
sind ferner erschienen

von

**Helene Raff**

Der Nebelreiter. (XXVIII. 24)

Naturgewalten. (XXVI. 8)

Zu haben in allen Buchhandlungen  
und auf Bahnhöfen

**Mit Luchsaugen.** Von Michel Corday und André Couvreur. Aus dem Französischen.

Der Held dieser höchst originellen Kriminalgeschichte ist ein junger Gelehrter, der durch die Anwendung eines Serums, das ihn befähigt, die Gedanken seiner Nebenmenschen zu lesen, einen unschuldig Verurteilten befreit und den eigentlichen Mörder aufdeckt.

**Erfüllung.** Von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster. Aus dem Schwedischen. 2 Bände.

Wie Gretchen, der Lebensdürstigen Sucherin, Charakter sich festigt, wie sie zu einem innerlich reifen Menschen heranwächst, wie in der Fremde die Liebe zu ihrem früheren Bräutigam wiedererwacht, — das alles ist in diesem im besten Sinne modernen Roman mit großer Feinheit und Lebensstreu wieder gegeben.

**Die Insel der schönen Menschen** und andere Geschichten. Von Richard Voss.

Der unerreichte Meister der italienischen Dichtung führt uns in diesem herrlichen Buche wieder nach dem Wunderland Italien und schüttet mit verschwenderischer Freigebigkeit das Füllhorn seiner unerschöpflichen poetischen Gestaltungskraft über all das leidenschaftlich bewegte Geschehen aus. Eine Perle wie die „Rentaurenliebe“ kann schlechthin als Meisterwerk bezeichnet werden.

**Die Tarantella der Carmelina** und andere Geschichten. Von Richard Voss.

Die Gestalten dieses Buches sind nicht nach dem Süden verpflanzte Nordländer: sie sind auf dem vulkanheißen Boden Kampaniens gewachsen, sind wundervoll in ihrer ursprünglichen Frische und leidenschaftserfüllten Kraft.

**Waldfinder.** Von S. M. Croker.

Aus dem Englischen. 2 Bände.

Wenn unsre alte Freundin Mrs. Croker mit einem neuen Roman erscheint, so kann sie bei alt und jung einer herzlichen Aufnahme sicher sein, zumal wenn es ein so packender und reizvoll geschriebener ist wie diese Schungelgeschichte aus den Zentralprovinzen Indiens, die sie in treuer Anhänglichkeit ihren deutschen Lesern gewidmet hat.

**Der Lebende hat Recht.** Von Klara Hosfer.

Der tragische Konflikt, der aus der Verbindung zweier von Grund aus wesenverschiedener Geschlechter erwächst, und das verzweifelste Ringen eines durch generationenlange Überkultur degenerierten Edelgewächses

gegen die kraftstrogende Triebnatur eines frischen Schötlings gibt das Thema zu diesem höchst klugen und fesselnden Roman, mit dem sich die rühmlich bekannte Verfasserin außerordentlich vorteilhaft in unsre Romanbibliothek einführt.

**Droschke No. 44.** Von R. F. Foster.

Aus dem Englischen.

Eine Kriminalgeschichte von derartigem Raffinement, daß der Leser durch die sich häufenden Komplikationen allmählich in die größte Verwirrung gerät und bis zum Schluß genaßführt wird.

**Nichts über Mich!** Von Ida Soy-Ed. 2 Bände.

Ein Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben mit seinen Beziehungen über den großen Teich hinüber, voll packender Handlung in seinem kriminellen Vorwurf und von bewingender Wirkung. Der skrupellose Amerikaner, der ehrenhafte Kaufmann, das Leben in den Hamburger Familien sind mit sicherem Blick gezeichnet, der im Gerichtssaal ausklingende Schlussakkord ist von wahrhaft tragischer Größe.

**Ein weiblicher Bürgermeister.** Von Helen M. Winslow. Aus dem Englischen.

Stürmischen Jubel auf der einen, lebhaften Widerspruch auf der andern Seite wird dieser außerordentlich zeitgemäße Roman erwecken, und sicher wird er, da er hervorragend amüsan und spannend geschrieben ist, überall mit größtem Vergnügen gelesen werden.

**Zum Irrgang.**

Von Margarete v. Oerzen.

Ein ganz eigenartiger, faszinierender Reiz geht von dieser Nipfergeschichte aus; die tiefe Blut der Hochgebirgsflora leuchtet uns entgegen, und der Geist des einsamen Hochtals mit seinen tiefgründigen Menschen und vulkanartigen Leidenschaften zieht uns mit magischer Gewalt in seinen Bann.

**Die geheimnisvolle Insel.**

Von G. Bronson-Howard. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein höchst spannender, abenteuerlicher Roman, in dem eine von Japan unterstützte Verschwörung etlicher internationaler Desperados, die sich die Lokreizeung der Philippinen von Amerika zum Ziel gesetzt haben, entdeckt und unschädlich gemacht wird. Diese außerordentlich aktuelle Geschichte eignet sich auch in hervorragendem Maße für die reifere Jugend.



32101 069152237

### Die indische Tänzerin.

Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

In seiner „Indischen Tänzerin“ zeichnet der allseits beliebte Erzähler das buntebewegte Schicksal einer jungen Frau, die aus aristokratischen Kreisen stammt und ihr Talent der leichtbeschwingten Muse weibt, als äußere Not ihr den Lebenskampf aufzwingt. Wie sie Herrin ihres Schicksals wird und auch die Anfeindungen niederzwingt, die sie in ihr bürgerliches Asyl verfolgen, das ist mit großer Kraft, viel innerer Wärme und der ganzen Meisterschaft Höckers erzählt.

### Glück und Segen.

Von Ida von Gersdorff.

An einer Reihe vorzüglich beobachteter und mit reizendem, seinem Humor geschulterter Charaktere aus spezialbürgerlichen Kreisen Berlin-Wilmersdorfs zeigt hier die Verfasserin des berühmten Romans „Ein schlechter Mensch“, wie das „Glück“ eines großen Lotteriegewinnes nicht immer auch ein „Segen“ für die Gewinner ist. Die lebhaft bewegte Handlung verleiht dem ausgezeichneten Roman großen Spannungseffekt.

### Der grüne Cöke. Von F. A. Kummer.

Aus dem Amerikanischen.

Wir glauben dafür einstehen zu können, daß niemand die Lösung des in dieser außergewöhnlich spannenden Kriminalgeschichte liegenden geheimnisvollen Rätsels erraten wird, ehe er auf der letzten Seite angelangt ist, so geschickt sind die Fäden geschlungen, so gewandt ist der Knoten geknüpft.

### Peter Karn. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.

Mit diesem Roman voll Reizkraft, Wärme und reifer Lebensweisheit hat der Dichter ein Seitenstück zu dem erfolgreichsten Werke seines Lebens, dem „Kraft-Maur“, geschaffen. Auch im „Peter Karn“ werden in künstlerischer Mischung von Dichtung und Wahrheit die tragikomischen Schicksale einer lebenswürdigen, echt deutschen Musikantenseele geschildert, auch hier ist einem großen Meister, Johannes Brahms, ein entscheidender Einfluß auf den inneren wie äußeren Werdegang des Helden eingeräumt und ein höchst fesselnder Beitrag zur deutschen Musikgeschichte geliefert. Zwanzig Jahre liegen zwischen der Entstehung

des „Kraft-Maur“ und der des „Peter Karn“ — doch der Humor des Sechziger ist, wenn auch weniger laut und übermäßig, so doch gleich männlich und lebensfröh geblieben wie der des Vierziger.

### Milchen, Malchen und die Classervante. Von Else Frank.

Charakterisierungstalent und Schilderungskunst der beliebten Erzählerin erweisen sich in diesen Erzählungen wieder glänzend. Ob der Held der Geschichte ein eigenartiger Knabe, ob er ein durch sein Gewissen belasteter Mann ist, immer spricht eine starke Logik des Herzens eine eindringliche Sprache. Auch der Humor kommt zu seinem Recht.

### Der Presseball.

Von Georg Wasner.

Kaleidoskopartig ziehen die Teilnehmer des großen Ballfestes an uns vorüber, scharf beleuchtet und in buntschillernden Farben. Der höchst originelle Grundgedanke hat dem bekannten Verfasser Gelegenheit gegeben, eine von tausenderlei treffenden Beobachtungen und köstlicher Ironie durchzogene Erzählung zu schaffen, für die das Wort „amüßant“ einmal wirklich paßt.

### Aus tiefem Schacht.

Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

„Aus tiefem Schacht“ gehört zu der Serie märkischer Romane von Fedor von Zobeltitz, in denen seine Liebe zur heimischen Scholle am reinsten und poetischsten zum Ausdruck kommt. Erich Schmidt nannte den Roman eine erfreuliche „Rückkehr zu Fontane“, und in der Tat: alle, die Fontane lieben, werden auch dieses Buch in ihr Herz schließen. Es ist Heimatkunst im besten Sinne des Wortes.

### Petersen und ihre Schwestern.

Von Ingeborg Volquartz.

Aus dem Dänischen.

„Petersen und ihre Schwestern“ gilt für eines der besten Bücher der beliebten Erzählerin, die in Dänemark einen ganz besonderen Platz in der Literatur einnimmt. Es hat nicht allein als Buch viel tausend Herzen erfreut, sondern ist auch dramatisiert worden und hat sich mehrere Winter Abend für Abend vor ausverkauften Häuse die Herzen erobert.

